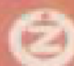
DAN SHOCKER's

Macabros



Nr. 47

DM 1,20

Österr. S 9.- Schweiz Fr. 1,30
Schweden Kr. 2.50 incl. oms
Italien L 500.- Spanien Pta 38
Printed in Germany

Formicatio
Welt des Unheils



Nr. 47

Formicatio – Welt des Unheils

War sein Leben ein Traum – oder der Traum sein Leben? Der Mann, der im dunklen Zimmer auf einem breiten Bett lag, wußte es nicht.

Er hielt die Augen geschlossen. Tiefe Atemzüge hoben und senkten die Brust des Schläfers. Hinter den geschlossenen Lidern des Mannes zuckte es, als ob er Bilder verfolgte.

Der Mann hatte braunes Haar, ein gut geschnittenes, männliches Gesicht und ein energisches Kinn. Er war es gewohnt, schnelle Entscheidungen zu treffen.

Sein Name war Chas Morgan.

Aber – war er auch Chas Morgan?

Drei Sekunden lang hielt die Gestalt den Atem an, ganz von einem Gedanken erfüllt.

›Ich bin nicht Chas Morgan!‹ dachte er. ›Ich bin – Björn Hellmark! Ich lebe auf der Erde, im zwanzigsten Jahrhundert – und ich träume davon, ein Mann zu sein, der im vierundzwanzigsten Jahrhundert lebt! Dieser Mann ist Chas Morgan, aber diesen Mann gibt es nicht! Er ist eine Traumgestalt! Ich werde gleich aufwachen… Gott sei Dank, ich werde gleich aufwachen… dann werde ich Carminia sehen, werde auf Marios sein, bei Rani und Pepe… aber nein. Das ist ja gar nicht möglich! Ich bin nicht mehr auf Marios, ich habe den Spiegel der Kiuna Macgullyghosh passiert und bin auf der anderen Welt angekommen, einer Welt, auf der die Stadt Tschinandoah liegt… die ein Geheimnis birgt, eine Botschaft, die Molochos' Kräfte schwächen wird… aber ich bin zu spät gekommen. Die Erlebnisse mit Tamuur, dem Scharlachroten, haben einen entscheidenden Fortschritt vereitelt, denn Tamuur ist grausam und tut den Willen Molochos' und Rha-Ta-N'mys. Danielle…!‹

Die hübsche, kleine Französin, Tochter des Comte de Noir, fiel ihm plötzlich ein. – Er sah ihre dunklen, lieblichen Augen vor sich, ihre schön geschwungenen, feucht schimmernden Lippen… Danielle… auf der Welt der Hexendrachen hatte sich ihre Wandlung vollzogen. Sie war eine Hexe, weil ihr Vater sie einem Dämonenfürsten zur Frau versprach. Als Gegengabe erhielt er magische Kräfte und Macht über die Menschen. Aber in der Stunde seines Todes erkannte er die gefährliche Sackgasse, in die er sich und seine Tochter gelotst hatte. Er selbst konnte sein Schicksal nicht mehr verändern. Aber er wollte nicht, daß seine Tochter, für die er Schönheit und ewige Jugend erreicht hatte, für alle Zeiten der Willkür der finsteren Mächte ausgesetzt war. Er brach sein Versprechen – und handelte damit einen Bannfluch ein. Danielle de Barteaulieé konnte nicht mehr getötet werden, aber die höchste Dämonengöttin, Rha-Ta-N'my selbst, hatte sie dennoch in ihrer Hand. Sie forderte Hellmarks Leben. Mehr als einmal unternahm die Französin den Versuch, ihren Begleiter im

Schlaf umzubringen. Aber sie schaffte es nicht, den letzten Schritt zu tun. Im Grund ihres Herzens war sie nicht schlecht, war sie keine Hexe. Die Liebe zu Björn Hellmark hatte die letzten Spuren verwischt, was ihren Gehorsam gegenüber der Dämonengöttin anbetraf.

Wie ein Film liefen vor seinem geistigen Auge die Dinge ab.

Er war sehr ernst.

Das Vergangene war nicht abgeschlossen.

Neue Bilder kamen, und er war mitten drin.

Eine sonnenüberflutete Landschaft! Hinter tropischen, fremdartig anmutenden Gewächsen erhoben sich himmelstürmende Berge.

Hellmark sah sich mit einem Schwert bewaffnet, von unheimlichen Echsen umringt.

In seiner Erinnerung stiegen Dinge aus einer noch ferneren Vergangenheit empor. Sein Hirn war frei, sein Empfinden seltsam gelockert, aufnahmefähig für Bilder und Eindrücke, von denen er ebenfalls nicht wußte, ob sie Traum oder Wirklichkeit waren.

Er erlebte das, was er sah, und erblickte die Dinge nicht als Zuschauer. Er war der Akteur. Er war endlich frei von den quälenden Gedanken, von den unnützen Versuchen, herauszufinden, wer er wirklich war und was er eigentlich wollte.

Er stürzte sich in den Kampf.

Das Schwert des Toten Gottes wirbelte zischend durch die Luft.

Die Fetzen flogen…

Wo der magische Stahl die schuppigen Echsen auch nur berührte, da lösten sich fauchend schwefelgelbe Wolken aus den explodierenden Körpern. Der besondere Stahl vernichtete nur Substanz, die aus dem Reich der Finsternis und Magie kam.

Widersacher aus Fleisch und Blut, die mit den Dämonen gemeinsame Sache machten oder menschliche Verbrecher, die ihm ans Leben wollten, verletzte das Schwert nur und machte sie kampfunfähig.

Die drei geflügelten Dämonenechsen waren im Nu von dem flinken blonden Mann besiegt, der das federleichte Schwert ohne besondere Anstrengung führte.

Schwefelgelbe Wolken stiegen gegen den finsteren Himmel, der sich über der urwaldähnlichen Landschaft ausbreitete.

Heftige Winde zerrten und rissen in den Wipfeln der dichtbelaubten Bäume. Blattwerk wurde davongeweht.

Die gelben, stinkenden Wolken zerfetzten, und das geisterhafte Wimmern unsichtbarer Stimmen verebbte.

Der Kämpfer mit dem Schwert war Hellmark alias Kaphoon, der Namenlose. Als solcher hatte er schon mal gelebt in einer fernen Zeit, als Atlantis und Mu und Xantilon in voller Blüte standen, als sich die Priesterkaste spaltete und das Unheil über die Welt Xantilon brachte.

Damals existierte er als Kaphoon, und rund zwanzigtausend Jahre später wurde er wieder geboren. Er erinnerte sich nach einem schweren Autounfall an seine wahre Herkunft. Das Blut der alten Rasse machte sich in ihm bemerkbar, ebenso seine Seele.

Seit er eine Ahnung über die ferne Vergangenheit hatte, wußte er, daß sich vieles von dem, was sich einst ereignete, in der Zeit der Gegenwart wiederholen würde.

Geheimnisvolle Kräfte waren erwacht. Molochos und seine Schergen lauerten im Unsichtbaren. Die Welt war bedroht sowohl durch menschlichen Ehrgeiz, durch menschliche Schwächen wie auch durch die Aktionen der Unsichtbaren. Und das eine war vom anderen oft nicht zu unterscheiden.

Die Dämonen hatten gelernt. Sie traten in neuen Formen und Gestalten auf, erschienen oft auch als schrecklich anzusehende Wesen und gingen auf Seelen- und Menschenfang.

Die Welt hatte ihr Gesicht verändert. In den neonüberfluteten Straßen, den dämmrigen Bars und Spelunken, in den Spielhallen und Vergnügungsstätten, überall in der Welt lauerte das Heer des Molochos ebenso wie in manchem Eigenheim, manchem Hochhaus aus Beton und Glas und Stahl mit den anonymen Wohnungen, in denen Hunderte von Menschen lebten, die einander nicht kannten.

Auch die Entfremdung unter den Menschen war ein Faktor, den sich die Mächte der Finsternis zunutzemachten.

Je nach Bedarf spannten sie einzelne ein oder spielten einen gegen den anderen aus. Menschen waren für sie wie Spielfiguren auf einem Schachbrett.

Nur wenige ahnten etwas. Aber diese Wenigen fanden in der lauten, verblendeten Welt kein Gehör.

Und ach das wiederum machte die Lauernden stark und noch gefährlicher.

Björn Hellmark war einer der Wachen. Und seine Hoffnung war es, noch mehrere Gleichgesinnte oder mit besonderen Fähigkeiten ausgestattete Menschen aufzuspüren, um mit ihnen nach Marlos zu gehen und von dort aus den Kampf gegen Molochos und dessen Schergen zu organisieren. Denn Marios, die unsichtbare Insel zwischen Hawaii und den Galapagos-Inseln, war tabu für dämonische Aktivitäten jeglicher Art. Von hier aus sollte nach den prophetischen Schriften, die das ›Buch der Gesetze‹ enthielt, eine geistige Erneuerung der Welt möglich sein. Die Weichen allerdings mußten gestellt sein. Nichts war endgültig. Alles war im Fluß, und jederzeit konnten Ereignisse eintreten, die das eine vereitelten und das andere begünstigten.

»Und doch wirst du es nicht schaffen«, sagte da die Stimme aus dem wirbelnden grauen Himmel. Sie klang wie Donnergrollen.

Molochos' Stimme!

»Du bist in meiner Hand. Ich bestimme von nun an dein Leben!«

Hellmark warf den Kopf in die Höhe.

Die bizarren Wolken quollen auf. Es schien, als würde sich über den dichten Wipfeln und palmartigen Blättern aus dem Wolkenmeer eine gigantische, geisterhafte Gestalt bilden, aber der Eindruck täuschte.

Die quellenden Wolkenberge türmten sich lediglich zu einem formlosen, unheimlich aussehenden Gebilde.

»Du bist ein Feigling, Molochos!« Hellmark sprach ruhig und gelassen, obwohl es das erste Mal war, daß sein Erzfeind sich persönlich an ihn wandte. »Zeige dich, stelle dich zum Kampf!«

Grollend klang das abstoßende Lachen und mischte sich mit dem orkanartigen Wind, der den tapferen blonden Mann mit dem Schwert gegen einen Baumstamm trieb.

Pfeifend und brüllend stürzte der Sturm aus dem Himmel, knickte Äste und brach Zweige.

»Zum Kampf stellen? Daß ich nicht lache! Hoho! Hoohooo! Hoo!« dröhnte es in Hellmarks Ohren. »Das habe ich nicht nötig, Erdenwurm! Mir stehen ganz andere Mittel zur Verfügung, dich in die Knie zu zwingen.«

»Du hast Angst. Du zeigst dich nicht«, brüllte Hellmark in den heulenden Sturm und krallte sich an der rauhen Rinde des urweltartigen Baumes fest.

»Angst? Wie kann man vor einem, der verloren ist, noch Angst haben? Die Angst wirst du haben, sobald du vor mir stehst. Bis dahin aber möchte ich mein Spiel mit dir treiben, Dämonenjäger. Du sollst nicht so einfach sterben können wie andere. Mit dir habe ich etwas ganz Besonderes vor. Du sollst all die Leiden kennenlernen, die Molochos' Gehirn sich ausgedacht hat. Wir werden einige Jahre dafür brauchen, um dich alles auskosten zu lassen. Aber das stört mich nicht. Jetzt habe ich Zeit, jetzt kann ich in Ruhe meine Pläne ausführen. Björn Hellmark ist auf Eis gelegt.«

»Ich bin noch sehr lebendig, Molochos! Du bluffst!«

»Ich bluffe? Aber nein!« Die Stimme klang so fürchterlich laut, daß sie den Orkan übertönte, der tobte, und gegen den Björn sich mühsam stemmte. »Du hast das Siegel berührt, und es hat dich verzaubert. Du wirst niemals mehr der sein, der du warst.«

Das Siegel?

In Hellmarks Bewußtsein entstand Aufruhr.

Da war doch etwas gewesen? Und plötzlich fiel es ihm wieder ein…

Das Blutsiegel des Molochos!

Die Fabelwesen darauf, der Kampf der Helden mit den Unholden

aus verborgenen, finsteren Reichen. Menschen, die entführt wurden… nackte Frauen, schön und verführerisch…

Eine dunkelrote Flutwelle schwappte auf ihn zu. Ganz deutlich sah er alles wieder vor sich.

Molochos' höhnisches Lachen, das Rauschen und Fauchen des Orkans und das Tosen einer unbekannten Brandung drang an seine Ohren.

Er dachte an einen Ozean von Wasser. Aber eigenartigerweise drängten seine eigenen Gedanken diese Vorstellung zurück.

Das Rauschen stammte nicht von Wasser.

Es war Blut!

Ein Meer von Blut, entstanden aus den Opfern, die sinnlose Kriege, Haß und Mord und die Mörder des Molochos auf der Erde schon hinterlassen hatten.

Blutrot war das Wasser, in das er eintauchte, und die seltsamen Gestalten, die dämonischen Wesen, Fabeltiere, die satanischen Unholde, die Helden und Mädchen, die sich lebhaft darauf bewegten, wurden zu zerfließenden Wasserkreisen.

Er tauchte tiefer und versuchte den Vorstoß in das nasse Element aufzuhalten.

Aber es ging nicht.

Das Blutsiegel war gigantisch, war ein Ozean, und dieser Ozean nahm ihn auf.

»Du hast berührt, was ich berührte. Damit bist du mein, bist mein Sklave. Ich kann machen mit dir, was ich will. Immer und überall, Björn Hellmark! Hohooo! Hoho! Hooh!«

Ein Titan schien zu lachen. Der Himmel erzitterte, das Wasser erbebte, die Flutwelle, die ihn in die Tiefe trieb, war ungeheuerlich.

Er kam sich vor wie ein welkes Blatt, das die Elemente mit sich wirbelten.

Hellmark überschlug sich und merkte, daß er das Schwert losließ, das sofort davongetragen wurde.

Unzählige Stimmen drangen an seine Ohren.

»Uuuaaa, uuuaaahooooo, uuuaaa…«

Ein Gesang der Dämonen, schaurig und gänsehauterzeugend.

Gesichter tauchten auf. Finstere Antlitze, glühende Augen, blutbesudelte Hände, die nach ihm griffen…

Das hatte er doch alles schon mal erlebt, war Wirklichkeit gewesen… und diese Wirklichkeit wiederholte sich nun!

Molochos hatte im Blutsiegel Zeit und Raum und Schicksale gefangen. Die Seelen der Menschen, die ihm im Blutsiegel begegneten, waren wie aufgescheuchte Vögel, die keine Ruhe mehr fanden.

Alles, was Menschen je durch Molochos zugestoßen war, hatte seine Spuren hinterlassen, war hier auf dämonische Weise

aufgezeichnet – lebte und wirkte weiter.

Er begriff das in seiner ganzen Tragweite, und Grauen erfüllte ihn.

Auch ihm war das furchtbare Siegel, das auf der Welt der Grauen Riesen deponiert war, auf gedrückt worden.

Nun mußte er mit ihm leben…

Aber er hatte sich erinnert! Endlich! Sein Traum als Chas Morgan war endlich vorbei – er war wieder Hellmark.

Das war schon viel.

Molochos bluffte. So sicher war sein Sieg keinesfalls.

Sein Zugriff war nicht hundertprozentig gewesen.

Ein rauschender Wasserfall prasselte dunkelrot auf ihn herab.

Dann folgte eine dunkle Höhle. Nur noch Rauschen. Eine Stimme von weit her sagte: »Chas! Verdammt nochmal, was ist denn los?«

Die Stimme kam ihm vertraut vor.

»Schlafen, Frankie?« fragte er leise. Er schüttelte den Kopf. »Wie kommst du darauf? Außerdem, warum nennst du mich Chas? Ich heiße Björn… Björn Hellmark!«

»Du träumst, Chas!« sagte die Stimme mit Überzeugungskraft. »Was soll der Unsinn?!«

Hellmark seufzte.

Ein Quadrat mit farbigen Nebeln befand sich direkt vor seinen Augen. Die Dunkelheit zu beiden Seiten seines Blickfeldes wich langsam aber ständig zurück.

»Ich träume, richtig, Frankie. Dich gibt es ebensowenig wie es diese Kabine hier gibt, wie den Bildschirm, der uns einen Ausschnitt aus Raumsektor RS46 zeigt. Das alles ist ein Traum…«

»Du bist krank, Chas«, sagte der kleine Mann in der metallicgrünen Kombination. »Du hättest Oberst Mechinko sagen sollen, daß du dich nicht wohl fühlst. Seit dieser Geschichte mit der kosmischen Wolke bist du nicht mehr auf dem Damm…«

»Das ist es nicht, Frankie.«

»Du machst mir Angst, Chas… Hier, greif mich an und überzeug' dich davon, daß es mich tatsächlich gibt.«

Der Mann am Steuerpult des kleinen Raumschiffes streckte seine Rechte aus und packte den kleinen Mann in dem metallicgrünen Anzug, der das Emblem der Vereinten Nationen der Erde trug, fest am Oberarm.

»Na?«

»Ich fühl dich, Frankie…«

Morgan wandte den Kopf. Er blickte auf den kleinen, runden Mann an seiner Seite. Frankie Lane!

Eine Phantasiegestalt? Ein Mensch aus Fleisch und Blut?

Er glaubte, eine richtige Ahnung zu haben.

»Es ist schon wieder besser, Frankie. Eine kleine Schwäche. Ich

sollte wirklich eine Sonderuntersuchung ins Auge fassen…«

Der Mann, der das sagte, war Chas Morgan – Hellmarks Traumgestalt, wie er meinte.

Morgan war dunkelbraun, kräftig, einsachtzig groß. Er war ein Mensch aus der Zukunft, lebte im Jahr 2318 und erfüllte hier die Aufgaben eines Inspektors der Raumflotte mit besonderem Bereich.

Das also war die Rache des Dämonenfürsten Molochos!

Hellmark sollte nicht mehr wissen, was Traum – was Wirklichkeit war.

Der Fall um das Blutsiegel hatte Ereignisse ausgelöst, die jenseits aller Vernunft zu liegen schienen. Manchmal kam Hellmark sich schizophren vor – weil er im Spiegel ein anderes, fremdes Gesicht vor sich sah – eben das Gesicht jenes Inspektors Chas Morgan.

Und dann fragte er sich: ist mein Leben als Björn Hellmark ein Traum – oder ist es das des Mannes Chas Morgan?

Nur einer hätte jetzt die Antwort darauf gewußt – aber der zeigte kein Interesse, dies zu tun: Molochos. Er hüllte sich in Schweigen und ließ den Mann vor dem Schirm mit seinen quälenden Gedanken allein.

Der Traum von dem Raumschiff, das ›Nummer Neun‹ hieß und von einem gewissen Chas Morgan gesteuert wurde, der sich in Begleitung eines rundlichen, zwei Köpfe kleineren Mannes befand, ging weiter.

Morgan blickte an sich herunter. Er trug einen eng anliegenden, kupfermetallicfarbenen Raumanzug, der ihn als Inspektor dieses Schiffes auswies, das mit einem Auftrag des Obersten Mechinko Sektor RS46 sondieren sollte.

Er wußte auch weshalb.

In diesem Abschnitt war ein Funkspruch geortet worden. Allerdings sehr schwach. Das wäre unter normalen Umständen nicht unbedingt etwas Außergewöhnliches gewesen.

Aus Sektor RS46 – das lag zwischen Erde und Mars – kamen oft Funksprüche. Ganz normale Routinemeldungen.

Aber was man in der Zentrale aufgefangen hatte und was die Besatzung der ›Nummer Neun‹ klären sollte, konnte man nicht als normal bezeichnen.

Die Meldung kam von einem Siedlerschiff, das vor genau hundertfünfzig Jahren spurlos zwischen Erde und Mars verschwand.

*

Ein Traum von einem Raumschiff, das er befehligte!

Wie kam er eigentlich dazu?

Es gab dafür keine Erklärung.

Er war gezwungen, das Leben eines gewissen Chas Morgan zu führen, der der Held einer neuen Zeit war.

Vielleicht war er ganz und gar auch dieser Chas Morgan, und alles, was er bisher gewesen zu sein glaubte, war in Wirklichkeit der Traum von einem gewissen Björn Hellmark, die Erinnerung an einen gewissen Kaphoon…

Dieses Durcheinander, diese Ratlosigkeit und Verwirrung war gewollt, war ein Teil der Rache des Dämonenfürsten.

Mit dem Eintauchen in das Blutsiegel hatten die Merkwürdigkeiten begonnen. Soviel wußte er nun. Er war in der Lage wie einer, dessen Bewußtsein gespalten war, zwei Rollen gleichzeitig zu bedenken. Aber er stellte in seinem Aussehen nur eine Persönlichkeit dar.

Seine Identität war mit der Chas Morgans völlig eins geworden.

Sein Traum war demnach stärker als die Wirklichkeit, in der er noch immer sein mußte.

Er bemühte sich, ganz intensiv wieder an seine Rolle als Björn Hellmark oder Kaphoon zu denken und die Bilder zurückzurufen, die eben noch so intensiv und leuchtend vor seinen Augen standen.

Aber das gelang ihm nicht.

Er schaffte es auch nicht, sich in das Blutsiegel zurückzudenken, das er seinem Gefühl nach nun schon zum zweiten Mal passiert zu haben glaubte.

Bestand es aus mehreren Schichten?

War es sein Schicksal, verschiedene Erfahrungen im Sinne des grausamen, menschenfeindlich eingestellten Molochos’ zu machen, um nach den angedrohten tausend Qualen schließlich durch Molochos eigene Hände umzukommen?

Seltsam, daß ihm gerade dieser Gedanke kam.

Er sagte nichts und riß sich zusammen, um so zu sein, wie man es von Inspektor Chas Morgan erwartete. Wie es auch sein uriger Freund und Begleiter erwartete.

Seine Überlegungen aber, die das Blutsiegel betrafen, ließen ihn von nun an nicht mehr los.

Er hatte das Gefühl, im wahrsten Sinn des Wortes in einen Strudel gerissen worden zu sein, von dem er nicht wußte, wohin er ihn zerrte.

Im Malstrom der Ereignisse ging sein Leben als Chas Morgan weiter, obwohl er nicht Chas sein wollte.

Die zwingende Logik aber führte einfach weiter, ob er wollte oder nicht.

»Da ist es!« riß Frankie Lanes Stimme ihn aus dem Nachdenken.

Auf dem Schirm zeigte sich ein Raumschiff, das sich silbergrau von der ewigen Schwärze des Alls abhob.

Beim Näherschweben der ›Nummer Neun‹ war zu erkennen, das das Raumgefährt mittschiffs aufgerissen war, als ob dort eine Bombe eingeschlagen hätte.

*

Und selbst der Gedanke daran, daß dies nur eine so intensive Halluzination sein konnte, daß sein Körper und sein Geist sich nicht wehren konnten dagegen, nützte nichts mehr, als es geschah.

Die ›Nummer Neun‹ ließ sich plötzlich nicht mehr manövrieren.

Sie reagierte nicht auf die gröbsten Einstellungen.

Das deltaförmige Flugschiff wurde mit unwiderstehlicher Gewalt auf das alte, graue Raumgefährt gezogen.

Genau auf das riesige, aufgerissene Loch zu, dessen gezackte Ränder plötzlich in einem wilden Licht zu glühen begannen.

*

»Tu' doch etwas, Chas! So tu' doch was, verdammt noch mal!«

Frankie Lanes Stimme überschlug sich.

Morgans Finger lagen reglos auf den dunkel glimmenden Armaturen.

»Was ist denn los mit dir? Chas!?« Lanes Stimme zitterte. »Warum tust du denn nichts, warum stehst du nur da wie ein Ölgötze?«

Die Stimme drückte die ganze Angst und Verzweiflung aus, unter der sein kleiner, dicker Begleiter stand.

»Ich kann nichts tun, Frankie«, hörte er sich automatisch sagen. »Die Elektronik gehorcht nicht mehr den Steuerungsimpulsen.«

Es war plötzlich so unheimlich schwer, sich vorzustellen, daß der Mensch hier in dieser kleinen Kabine neben ihm nur eine Traumgestalt sein konnte.

Er hörte ihn atmen und sah sein Gesicht so dicht vor sich, daß ihm nicht die kleinste seelische Regung in dem Blick und dem Antlitz seines Gegenüber entging.

Schweiß perlte auf Frankie Lanes Stirn, Schweiß auf seiner eigenen.

Unaufhaltsam glitten sie auf das riesige Loch zu, und je näher sie dem lautlos durch das All schwebenden Wrack kamen, desto weniger nutzte die Vorstellung, daß er gar nicht Chas Morgan war.

Natürlich war er Morgan – er war versetzt worden in einen anderen Körper, den er nach und nach begreifen lernte.

Solange er zurückdenken konnte, war er Chas Morgan gewesen. Er hielt sich seine Vergangenheit vor Augen, die Menschen, mit denen er während der letzten Jahre zu tun hatte, sein Elternhaus – die Jahre auf der Raumakademie…

Das alles war doch keine Einbildung, kein Hirngespinst!

Eher war das Gegenteil der Fall. Er hatte schon mal gelebt, und das, was sich während der letzten Wochen und Tage in ihm regte, war

ein Teil der Erinnerung eines anderen Lebens, das er schon mal durchmachte.

Oder – er wurde wahnsinnig.

Schizophrene Zustände!

Er preßte die Lippen aufeinander und ließ sich die Erregung, unter der er stand, nicht anmerken. Konzentriert starrte er auf den Metallkoloß, der vor ihnen im All schwebte. Die ausgezackten Ränder in dem Wrack glühten dunkelrot bis weiß, und heiße Dämpfe lösten sich von dem Schiff, trieben in den Kosmos und verflüchtigten sich.

Die ›Nummer Neun‹, Chas Morgans vollendeter Raumgleiter, trieb ohne Steuerung auf das hundertfünfzigjährige irdische Raumschiff zu, das schon nicht mehr die typische Raketenform zum ersten Flugkörper aufwies. Kugeln und dicke Verbindungsarme, die mit dem plumpen, länglichen Hauptkörper verbunden waren, machten das Schiff eher zu einer großen, technischen Station als zu einem schnittigen Raumschiff.

Dieses Gefährt war im All zusammengebaut und eingerichtet worden. Die Menschen, die sich seinerzeit dazu entschlossen, an dem Siedlungsobjekt teilzunehmen, waren mit Raumschiffen zu der flugfähigen Station gebracht worden, die sich schließlich vollbesetzt auf den Weg zum Mars machte.

Nach einem Flug von nur sieben Tagen verschwand das riesige Siedlerschiff, und man hörte nie wieder etwas von ihm…

All das wußte er aus der Historie der Raumfahrt.

Das konnte doch kein Traum sein. Er war informiert und hätte darüber einen Vortrag halten können, so detailliert war sein Wissen.

Wenn alles vorüber ist, werde ich einen Arzt aufsuchen, nahm er sich vor, ohne einen Blick auf Frankie Lane zu werfen. Der sollte und durfte nicht merken, wie es wirklich in ihm aussah. Obwohl es wahrscheinlich kaum möglich war, hier Theater zu spielen.

Lane begleitete ihn schon zu lange, als daß einer dem anderen noch etwas vormachen konnte.

Auch das war es wieder… dieses ungute Gefühl, das aufkam, wenn er sich die Vergangenheit vor Augen hielt… da gab es nichts, was erst gestern oder vor einer Woche begonnen hätte. Seine Existenz in diesem Zeitalter hatte Tiefe, hatte Geschichte, war verflochten mit tausend Erlebnissen und Abenteuern, war gewachsen…

Also war alles, was er vorhin in einer träumerischen, beinahe tranceähnlichen Anwandlung erlebte, nicht wahr… konnte einfach nicht wahr sein…

Und nun weg, weg von diesen quälenden, sezierenden Gedanken, die Kraft und Aufmerksamkeit erforderten!

Das, was hier geschah, brauchte seine Entscheidung, nicht das, was in seinem Hirn pochte und sich gewaltsam Raum schaffte.

Die ›Nummer Neun‹ schwebte immer langsamer auf das riesige

Wrack zu und glitt schließlich mit der gleichen Geschwindigkeit durch den Raum, so daß es den Anschein erweckte, als läge das Raumschiff Chas Morgans bewegungslos neben ihm.

Sie starrten beide in das von glühenden Zacken umgebene Loch, das aussah wie der Eingang in eine unheilvolle, unbekannte Welt. Dahinter war nichts zu entdecken, außer pulsierendem Dunkel, außer einer Finsternis, die undurchdringlicher war als die Schwärze des Raumes, der nun nicht mehr in ihrem Blickfeld lag, weil das gigantische Wrack die Sicht vor ihnen völlig ausfüllte.

Die ›Nummer Neun‹ hatte ihre Geschwindigkeit der des fremden Wracks angepaßt, und damit war die Bewegung auf das fremde Objekt zu offensichtlich aufgehoben.

Welche Kräfte wurden hier wirksam?

Gab es etwas in dem Schiff, das ihre Annäherung bemerkt hatte oder ging von dem Wrack etwas aus, was seinerzeit die Besatzung und die Passagiere so plötzlich vernichtet hatte, daß der Funker nicht mal mehr einen Notruf hatte absetzen können und das nun auch sie bedrohte?

Denn die Funkapparaturen der ›Nummer Neun‹ sprachen ebenso wenig auf eine Reaktion an wie der Antrieb und die Steuerung.

Die ›Nummer Neun‹ verfügte über ein Minimum jener Energie, die ihr sonst zur Verfügung stand. Die Notbeleuchtung brannte, und die Fernsehanlagen waren so weit in Ordnung, daß sie sich in unmittelbarer Nähe über ihre Umgebung informieren konnten.

Die andere Energie schien während der Annäherung an das Wrack aufgesogen worden zu sein wie unendliche Mengen Wasser von einem Schwamm unvorstellbarer Größe.

»Chas!« gurgelte Frankie Lane da, und seine Augen wurden groß wie Untertassen. »Da… da…!«

Es hätte der Worte des Freundes nicht bedurft.

Morgan erblickte es im gleichen Augenblick, und sein Herzschlag stockte.

Was er sah, konnte nicht sein!

Aus der tiefen pulsierenden Dunkelheit des Loches mittschiffs des Wracks schwebte eine leuchtende Gestalt auf sie zu.

Eine Frau in einem wehenden, mit weiten Ärmeln versehenden Gewand kam ihnen lautlos und schwerelos entgegen. Die Schöne trug weder einen Raumanzug noch einen Helm, der sie vor der unbarmherzigen Kälte und dem Vakuum geschützt hätte!

*

Sie hatten der Welt, auf der sie seit langer Zeit gefangen waren, einen Namen gegeben: Formicatio.

Die Welt der Ameisen.

Wie lange die Menschen schon hier unten in der Dunkelheit der labyrinthischen Gänge lebten, vermochten sie selbst nicht mehr zu sagen.

Zuviel Zeit war vergangen.

Es gab unzählige Höhlen und Gänge, und schon lange hatten die einzelnen Gruppen sich aufgeteilt.

Keine wußte mehr etwas von der anderen.

Aber wie die drei Freunde – Joe Maclen, Hay Stevens und Janita Mooney, die dreiundzwanzigjährige Biologin – waren wahrscheinlich die meisten in kleinen Gruppen zusammengeblieben und hatten eine Möglichkeit zur Flucht gesucht.

Der eine oder andere hatte sie wahrscheinlich auch ausprobiert. Aber – war sie auch gelungen?

Joe, Hay und Janita wußten es nicht. Sie bezweifelten es.

Sie konnten sich in dem riesigen unterirdischen Reich frei bewegen – aber in der zurückliegenden Zeit war es ihnen nicht ein einziges Mal gelungen, bis an die Oberfläche der unbekannten Welt vorzudringen, auf der sie festgehalten wurden.

Riesenameisen, ganz offensichtlich Halbintelligenzen, die diesen fremden Stern beherrschten, nahmen sie auf unerklärliche Weise gefangen und hielten sie gefangen wie Tiere.

Von Zeit zu Zeit erhielten sie auf primitiven Schalen eine klebrige Speise, die eine gewisse Ähnlichkeit mit Honig hatte und herb-süß schmeckte.

Nach dem Genuß dieser Speisen fühlten sie sich stets gekräftigt und frisch. Denjenigen, die sie hier festhielten, kam es offenbar nicht darauf an, sie sterben zu lassen. Sie hielten sie als Gefangene. Aber weshalb?

Anfangs hatte Joe Maclen, der Älteste der Gruppe, in dem unterirdischen, ewig dämmrigen bis dunklen Verlies, die Tage gezählt und notiert. Ihre Armbanduhren hatte man ihnen nicht abgenommen.

Woche um Woche verging, Monat um Monat. Nach dem die ersten Aufregungen und das Entsetzen sich gelegt hatten, kam die Langeweile und die Lethargie.

Ein Tag reihte sich an den anderen und überbot den Früheren in seiner Langeweile. Es wurde ein Jahr daraus, es vergingen zwei, fünf… zehn…

Sie wurden älter. Aber dann machten sie eine erschreckende und erstaunliche Entdeckung an sich: hier unten im Dämmerlicht der Ameisenbauten alterten sie nicht!

Hing das mit der Atmosphäre dieser fremden, unbekannten Welt zusammen oder mit der Speise, die man ihnen regelmäßig vorsetzte und die sie nach anfänglichem Widerwillen schließlich doch zu sich

nahmen?

Niemand wußte es. Aber an dem Erfolg bestand überhaupt kein Zweifel. Nachdem sie anfangs die Jahre verfolgten, erlahmte schließlich das Interesse. Sie hatten ihr Schicksal angenommen. Waren seit jenen Tagen, als die ›Good Will‹ zum Mars startete, inzwischen fünfzig der hundert Jahre vergangen?

Genau genommen interessierte sie das schon gar nicht mehr.

Sie selbst waren unverändert, und das mußte eine Bedeutung haben. Sie hatten eine Welt des ewigen Lebens entdeckt, die biologische Uhr stand still. Aber von der Schönheit eines langen und vor allem jugendlichen Lebens hatten sie nichts, so lange sie Gefangene einer Rasse waren, mit der eine Kommunikation offensichtlich überhaupt nicht möglich war.

Trotz der langen Zeit ihrer Anwesenheit, war der Funke, der sie zur Flucht anstachelte, noch nicht erloschen. Gerade die Tatsache, daß sie nicht gealtert waren, daß sie im Vollbesitz ihrer jugendlichen Kräfte waren, machte dies um so leichter.

Gerade Janita, die Biologin, hoffte das Geheimnis ihres Lebens zu enträtseln und die Kenntnisse vielleicht auf irdische Maßstäbe zu übertragen.

Ewiges Leben! Was für eine Vorstellung… Hier irgendwo im Kosmos war eine Selbstverständlichkeit, was sich Menschen seit Anbeginn wünschten.

Joe Maclen, der auf der ›Good Will‹ als Reporter mitgereist war, und Hay Stevens, ein junger abenteuerlustiger Mann ohne Familie, der auf dem Mars ein von der Regierung zur Verfügung gestelltes Stück Land bewirtschaften wollte, waren seinerzeit auf Janita gestoßen, die in einem der tausend Höhlengänge mutterseelenallein sich aufhielt und die Riesenameisen bei der Arbeit beobachtete.

Drei fremde Menschen waren seitdem Tag für Tag zusammen. Das Schicksal hatte sie zusammengeschmiedet. Den Plan, den sie ausgeheckt hatten, wollten sie gemeinsam zur Ausführung bringen.

Sie warteten eine ganz bestimmte Situation ab.

Immer wieder – so hatte sich in der Vergangenheit gezeigt – traten Ereignisse ein, die die Bewohner dieser Höhlen und Gänge in helle Aufregung versetzten. Dann stürmten die Soldaten mit den großen Köpfen nach draußen, dann wurden die Bruthöhlen mit Wächtern besetzt und die kostbare Nachkommenschaft vor Schaden behütet. Die Zugänge zu der Höhle, in der die Königin des Stammes lebte, waren dann hermetisch abgesperrt, während vor den Eingängen zur Oberwelt die Kämpfe tobten.

Da dies in der Vergangenheit des öfteren vorgekommen war, hatten die drei Menschen aus den Situationen gelernt.

Nach und nach arbeiteten sie sich während der Kampfaktionen in

andere, leere Höhlen vor, und sie mußten feststellen, daß nicht nur die Ameisen, die etwa fünfmal so groß waren wie ein Mensch, die steilen, glatten Wände hochgehen konnten, sondern daß auch sie, die Menschen, dazu imstande waren. Denn unmittelbar unterhalb der Zu- und Ausgänge gab es große Stufen, die grob in das harte Erdreich gestanzt waren.

Die Stufen waren sehr hoch und nicht für menschliche Beine geschaffen. Man mußte sie förmlich erklimmen und war dabei auf die Hilfe eines anderen angewiesen. Aber die Möglichkeit, in höher gelegene Höhlen und Gänge zu kommen, die während unbekannter Kampfaktionen draußen dann verlassen und unbesetzt waren, bestand. Sie hatten das schon mehrere Male durchexerziert und kamen dabei erstaunlich weit. Einmal – vor nicht allzu langer Zeit – erreichten sie fast die Oberwelt, sahen das trübe Licht eines fremden Tages einer anderen Welt – aber sie mußten zurückkehren, da die Wächter und Soldaten und Arbeiter kamen und die Gefahr bestand, daß sie überrannt wurden. Erst in letzter Minute war es ihnen gelungen, sich in einer dunklen Höhle zu verkriechen, in der man sie einfach ignorierte.

Die Riesenameisen, die sie hier aus unerfindlichen Gründen festhielten, hatten natürliche Feinde. Es war gut, das für eine eventuelle Flucht zu wissen.

Für diese entscheidende Stunde, die einen neuen Abschnitt in ihrem Leben darstellen sollte, hatten die drei Freunde alles vorbereitet.

Ihr Warten war nicht vergebens.

Da einer von ihnen absichtlich immer wachte, wenn die anderen schliefen, würden sie von nun an mehr Zeit zur Verfügung haben, sobald jenes Ereignis eintrat, auf das sie warteten.

Sie hatten Zeit. Sie hatten sich an das Warten gewöhnt.

Und die Stunde, die sie herbeisehnten, kam!

Janita Mooney war wach.

In der dämmrigen Höhle lagen ihre beiden Freunde auf einem weichen Strohlager, das regelmäßig von den Arbeiterameisen erneuert wurde.

Janita blickte zu dem Erdloch empor, das aus dieser Höhle führte und in eine andere mündete. Dort oben flackerte fahler, rötlicher Schein…

Feuer!

Die Riesenameisen kannten dieses Element und nutzten es. Sie waren keine reinen Tiere mehr, konnten freie Willensentscheidungen treffen, und in ihren Gehirnen ging etwas Menschliches vor, auch wenn ihre Körper dem Tierreich zuzurechnen waren.

Nicht überall im Kosmos war die Entwicklung des Lebens in der

gleichen Richtung vorgegangen. Allein die Vielfalt der Lebensformen auf der Erde zeigte schon, welche Schöpfungskraft das All hervorgebracht hatte, welche Gestalt das Leben annehmen konnte.

Riesige, bizarre Schatten passierten das Loch oberhalb ihres Blickfeldes.

Janita sah die gewaltigen Beine, die mattschimmernden Chitinpanzer, auf denen das nahe Licht sich spiegelte.

Raschelnde Geräusche… Die Kolosse bewegten sich überschnell durch die Gänge, liefen dicht an dicht und berührten sich doch kaum.

An den mächtigen Köpfen befanden sich lange, zitternde Fühler. Die großen dunklen Augen glitzerten. Die Freßwerkzeuge befanden sich in mahlender Bewegung.

Die Erregung, die die vorbeieilenden Kolosse befallen hatte, sprang wie ein Funke auf Janita Mooney über.

Die junge Biologin mit der Stupsnase und dem kleinen Mund weckte ihre beiden Begleiter.

»Da geht etwas vor«, wisperte sie. »Ich glaube, es tut sich was in der Richtung, auf die wir warten… eines allerdings irritiert mich… das Signal… das Signal ist ausgeblieben.«

Mit dem Signal war ein fernes, fauchendes Geräusch gemeint, das immer dann ertönte, wenn dem hier lebenden Stamm eine unmittelbare Gefahr drohte.

Die Luft begann zu zittern. Unter das Dröhnen, das tausende und abertausende der massigen Beine der Riesenameisen in den Zyklopenhöhlen verursachten, mischte sich plötzlich ein fernes, kaum wahrnehmbares Fauchen. Es hörte sich an, als dringe es durch zahllose Wände und würde dadurch gedämpft.

Die feinen Sinne der Urbewohner dieser unterirdischen Höhlenstätte schienen das Signal schon viel früher aufgenommen zu haben.

Minutenlang standen die drei Menschen eng an die dunkle, nach feuchter Erde und Laub riechende Wand gepreßt und harrten der Dinge, die da kommen sollten.

Eine ganze Zeit lang währte die Unruhe und der Vorbeizug Tausender von Ameisenriesen. Dann kehrte Stille ein.

Das war ihre Stunde!

»Los jetzt!« stieß Joe Maclen hervor. Der siebenunddreißigjährige Reporter sah blaß und abgespannt aus. Seine Augen glänzten wie im Fieber.

Er lief auf die hohen Treppen zu. Um eine Stufe schnell zu erklimmen, war es notwendig, daß eine Hilfskraft zur Verfügung stand.

Maclen kroch die Stufe förmlich hinauf, wandte sich dann um und griff mit beiden Händen nach unten, um Janita emporzuziehen. Sie

eine Stufe höher zu bringen, gelang noch am schnellsten. Dann folgte Hay Stevens.

Es ging alles ziemlich flott, und sie erreichten schon nach wenigen Minuten den Hauptgang, von dem aus viele Wege und Gänge abzweigten.

In höher gelegenen Nischen standen keulenähnliche Fackeln, die ein schummriges, glimmendes Licht warfen.

Die drei Menschen, die nur noch in Fetzen gekleidet waren, liefen den Hauptgang entlang, erklommen die nächsten Stufen und erreichten die nächst höhere Etage. Hier lagen zum Teil die Bruthöhlen.

Dunkle, bizarre Schatten am Ende des Ganges wiesen daraufhin, daß sich dort die Wächter aufhielten.

Janita und die beiden Männer kamen an einem Höhleneingang vorbei, hinter dem sich drei Wachen drängten.

Die riesigen, glitzernden Augen waren auf die Zweibeiner gerichtet, die langen, zitternden Fühler bewegten sich.

Janita, Joe und Hay beachteten die Riesenameisen gar nicht, die dort hockten. Hinter ihnen dehnte sich eine gewaltige Bruthöhle aus, und die weißschimmernden Eier leuchteten in der Dunkelheit. Dicht an dicht lagen sie und bedeckten den ganzen Boden. In der Höhle selbst waren Arbeiterinnen damit beschäftigt, die Eier zu lecken und zu drehen. Sie behandelten die wertvolle Nachkommenschaft mit einer Zärtlichkeit und Hingabe, wie sie eine Mutter für ihr neugeborenes Kind nicht stärker aufbringen konnte.

Die Wächter verfolgten die drei Menschen mit ihren Blicken. Aber sie unternahmen nichts. Sie waren es gewohnt, daß die Zweibeiner hier unten Quartier hatten. Es gab deren viele. Sie sollten hier sein. Die Königin verlangte ihre Anwesenheit. Genauso hatte Janita Mooney auch die Situation begriffen.

Diese riesigen Tiere waren keine vollwertigen Tiere mehr. Sie hatten Intelligenz entwickelt und suchten Kontakt zu anderen Intelligenzen. Menschen waren Fremdintelligenzen. Nur der Weg, wie man diesen Kontakt mit ihnen aufnahm, war ganz offensichtlich noch nicht gefunden. Aber man hatte ja Zeit. Hier auf diesem unbekannten Stern in einer unbekannten Zeit spielte die Zeit überhaupt keine Rolle.

Und wenn es einige Jahrtausende oder Jahrhunderttausende dauern sollte, machte das nichts. Sie selbst würden nach den bestehenden Gesetzen, die sie festgestellt zu haben glaubten, dann ebenfalls immer noch am Leben sein.

Die verschiedenen Etagen waren bis auf wenige Wächter und Arbeiter, die die Gänge sauber hielten, unbesetzt.

Drei Etagen höher kam der Ausgang.

Die drei Menschen waren durch die bisherigen Anstrengungen

schon ganz schön außer Atem.

Von dem oberen Hauptgang aus führten mehrere riesige Löcher, die wie Krater in der Landschaft wirken mußten, hinaus ins Freie.

Mit jeder Stufe, die Janita und ihre beiden Begleiter emporgeklommen waren, war das Geräusch des fauchenden Signals stärker und intensiver geworden.

Nun schmerzte es schon in ihren Ohren. Die Luft um sie herum zitterte, und das Geräusch hörte sich an, als ob ein Titan gequält und seine Stimme ächzend und krächzend von einem Orkan herangetragen würde.

Die Luft erbebte, die Wände zitterten. Sand rieselte herab.

Die Erde über ihnen dröhnte, und der Kampflärm mischte sich unter den fauchenden Heulton, von dem niemand wußte, woher er kam und was er bedeutete.

Die drei auf der Flucht befindlichen Menschen kauerten hinter dem letzten Vorsprung.

Joe Maclen war derjenige, der einen ersten Blick nach draußen warf.

Er schob seinen Kopf vorsichtig aus dem Erdloch.

Was er erblickte, ließ seinen Atem stocken.

Die Erde vor ihm wimmelte und lebte.

Unzählige Riesenameisen bedeckten jeden Quadratzentimeter des fremden Ortes, dem sie den Namen Formicatio gegeben hatten.

Die Erdlöcher mündeten auf einer Ebene, die von riesigen, einzeln stehenden Bäumen in ihrem flachen Gleichmaß unterbrochen wurde.

Die herabhängenden Zweige waren elastisch und erinnerten im ersten Moment an lebende Schlangen, die dort zischend und knallend hin- und herschwangen.

Die gummiartigen Tentakel klatschten auf die Körper der Riesenameisen. Hinter den Peitschenschlägen steckte eine enorme Kraft. Wo sie gegen die Chitinkörper schlugen, flogen die Fetzen und wurden aus den Ameisenleibern handgroße Stücke herausgerissen.

Aber die Ameisen bekämpften sich auch selbst.

Wie von Sinnen fielen sie übereinander her und zerfleischten sich. Beine wurden abgezwickt, die zuckend auf dem flachen, grauen Boden liegen blieben. Am düsteren Himmel zeigten sich hinter verwehenden Wolkenfetzen tellergroße Flächen, als würden mehrere ferne Monde gleichzeitig auf diese trübe Welt ihr krankes Licht senden.

Chitinpanzer rieben aneinander, Fühler raschelten, halbe Körper bluteten am Boden aus.

Was für ein wahnwitziges Geschehen spielte sich hier ab!

»Was ist denn los? Joe?« fragte Janita Mooney irritiert, als sie sah, daß Maclen wie erstarrt auf der obersten Stufe lag.

Der schüttelte nur den Kopf, winkte ab nach hinten und war

unfähig, einen Kommentar zu geben.

Denn da gab es noch mehr, was seine Aufmerksamkeit aufs äußerste beanspruchte.

Menschen!

Er sah – Menschen!

*

Wie reife Früchte hingen sie in den Kronen der mächtigen Bäume.

Einige hockten auf schwankenden Ästen und führten lange, matt schimmernde Schwerter, die sich in dem fahlen Licht kaum abhoben.

Die Schläge saßen.

Wo die rasiermesserscharfen Schneiden aus dem Blättergewirr der Bäume sausten, gab es Tote.

Die Köpfe mancher Soldaten wurden geknackt wie Nüsse. Fühler flogen durch die Luft und die so gehandikapten Riesenameisen drehten sich wie ein Kreisel.

Die Luft war erfüllt vom Toben und Lärmen, von dem gurgelnden Schrei des Warnsignals, das von irgendwoher aus der nebligen Ferne hinter den Bäumen kam.

Die Vielzahl der Ameisen, die verwirrt aufeinander losstürzten und sich selbst als Feinde bekämpften, brachte es aber mit sich, daß einige doch noch klar sahen und wußten, wo die wirkliche Gefahr steckte. In den Bäumen!

Einige Soldaten waren imstande, sich an den glatten Stämmen aufzurichten und die krallenbewehrten Beine nach vorn in die Krone zu strecken.

Sicher zerrten sie die auf den wippenden Asten und pendelnden Zweigen hockenden Bewaffneten aus den Verstecken. Und die Ameisen, die das schafften, kannten keinen Pardon.

Ihre Kiefer waren wie gewaltige Metallzangen, die zuschnappten.

Ein Krieger wurde schreiend aus der Krone gerissen. Er reagierte zu langsam und brachte sein Schwert nicht mehr schnell genug herum. Die Ameise, deren Sinne nicht verwirrt waren, ließ die Kiefer zuschnappen.

Der in langen, silbern schimmernden Beinkleidern steckende Mann wurde oberhalb der Hüfte durchgetrennt wie ein Blatt Papier von einer großen, scharfen Schere…

*

»Kommt, kommt schnell!« stieß Joe Maclen entsetzt hervor.

Er wandte sich um, griff nach Janitas Händen und zog die leichte Frau in die Höhe. Wenig später folgte Hay Stevens. Der junge

Abenteurer mit dem dunkelblonden Haar kauerte neben den Freunden und beobachtete wie sie das Kampfgeschehen.

»Das ist ja entsetzlich«, hauchte Janita Mooney erbleichend. »Das ist der reine Wahnsinn.«

»Was wissen wir von dieser Welt?« fragte Joe Maden. »Die uns hier gefangen halten, erleben zu bestimmten Zeiten Stunden des Wahnsinns. Sie kämpfen nicht nur gegen Feinde – sie bekämpfen sich auch selbst, als zwänge ein unfaßbarer, alles kontrollierender Geist sie dazu!«

»Der unheimliche Schrei, das Signal«, preßte Janita hervor. »Vielleicht hängt es damit zusammen. Je länger man es hört, desto unerträglicher wird es. Merkt ihr denn nichts?«

Auch ihnen fiel es auf. Sie fühlten sich mehr denn je beunruhigt, wurden nervös und unsicher – der krächzende, alles übertönende Schrei aus der nebligen Ferne des Tals riß sie in seinen Bann.

Aggressionen stiegen in ihnen auf.

»Hände an die Ohren!« brüllte Janita Mooney, der ein Licht aufging. »Schützt euch so gut es geht vor diesem irrsinnigen Schrei!«

So fest es ging, preßten sie die Hände gegen die Ohren und konnten die Lautstärke und Intensität des Titanengebrülls einigermaßen dämpfen.

Im nächsten Moment schon spürten sie eine gewisse Erleichterung. Der Schrei erreichte nicht mehr ungeschmälert ihr Bewußtsein.

Während die Ameisen sich zum Teil selbst zerfleischten und die eingedrungenen Krieger aus den Bäumen und von den fast bis zur Erde reichenden gummiartigen Lianen ihren Teil dazu taten, führten Joe Maclen, Hay Stevens und Janita Mooney den einmal gefaßten Plan aus.

Sie verließen das Erdloch.

Joe Maclen blickte seine Gefährten plötzlich mit seltsamem Blick an, als sie am Rand des Loches, das für sie den Umfang eines großen Kraters hatte, angekommen waren.

»Ich weiß nicht«, wisperte er, die Hände von den Ohren nehmend. »Die Ungewißheit… Janita… Hay… wollten wir die Sicherheit, in der wir uns all die Zeit aufhalten konnten, mit der Ungewißheit eintauschen?«

Janita und Hay hatten die Hände von den Ohren gelöst, als sie sahen, daß Joes Lippen sich bewegten.

Joe wollte aufgeben? Er verlor plötzlich den Mut.

»Geht!« rief er ihnen zu. »Geht und laßt mich in Ruhe! Ich komme nicht mit!«

»Du kommst mit, Joe!« Janita Mooney packte den Freund am Arm und merkte im gleichen Augenblick die Welle des Zorns und der Aggression, die in ihr aufstieg.

Joe Maclen knurrte wie ein Tier. Er sprang Janita an und versetzte ihr einen Schlag mitten ins Gesicht, daß sie mit einem Schrei den Arm des Reporters losließ und rückwärts taumelte.

Schweiß perlte auf Maclens Gesicht. Er schlug wie von Sinnen um sich.

Janita wurde von Hay Stevens aufgefangen, der sie kurzerhand mit sich riß.

»Weg hier! Nichts wie weg hier!« schrie Stevens, und man sah ihm an, daß auch er gegen die unheimliche, unsichtbare Macht, die ganz offensichtlich durch den gräßlichen Schrei ausgelöst wurde, schwer anzukämpfen hatte.

»Wir können ihn nicht sich selbst überlassen!« rief Janita und wehrte sich gegen Stevens Zugriff, der nur das beste mit ihr vorhatte.

Sie sah in ihm einen Feind, und sie begriff, daß sie sich auf einem ähnlich gefährlichen Weg befand wie die Halbintelligenzen, die sich im Bruderkampf zerfleischten.

Sie begann einfach zu rennen, preßte die Hände wieder gegen die Ohren und vernahm dumpf und gurgelnd den durch die Lüfte vibrierenden Gigantenschrei.

Sie drehte sich um ihre eigene Achse und stolperte über die Füße, als wüßte sie manchmal nicht, wohin sie sich wenden sollte.

Sie lief quer durch die Ebene, in der sich die Kämpfe abspielten, und während ihre Gedanken wieder klarer wurden, bereute sie, sich zu dieser Flucht entschlossen zu haben.

Es war ein Weg ins Ungewisse, den sie ging…

Ein Zurück gab es nicht mehr!

In dem allgemeinen Durcheinander und dem Kampfgetümmel sah sie, wie Joe Maclen zu einem Spielball der Gewalten wurde.

Er geriet unter die stampfenden Beine einer Riesenameise, die im nächsten Moment von einem der Kämpfer aus den Bäumen erlegt wurde. Der Kopf des halbintelligenten Tieres wurde abgeschlagen und kullerte über den blutbesudelten Boden.

Der Körper der Getroffenen brach wie vom Blitz gefällt zusammen. Die zuckenden Beine ragten in den nächtlichen, bizarren Himmel empor. Auf diese Weise kam Joe Maclen wieder frei. Er raffte sich auf. Doch er konnte sich seiner Freiheit nicht lange erfreuen. Der Tod kam aus der Baumkrone zu ihm.

Wie eine Schlange schnellte eine Liane auf ihn zu, umgürtete ihn und riß ihm die Beine über dem Boden weg.

Maclen schrie und schlug um sich.

Während er noch in die Höhe gezogen wurde, schnappten die Kiefer eines Ameisensoldaten zu. Der sah in Maclen einen Feind. Aus dem rechten Oberschenkel des Mannes wurde ein großes Stück Fleisch herausgerissen. Blut tropfte zur Erde.

Von krallenbewehrten Ameisenbeinen wurden Maclen die letzten Kleiderfetzen vom Leib gezogen.

Der Haß der Kämpfer aus den Bäumen und der Zorn und die Aggressivität der Ameisen war grenzenlos und richtete sich gegen alles, was sich hier bewegte.

Die Lianen umschlangen Maclen, er wurde förmlich an der ausladenden Krone und dem weitverzweigten Geäst aufgeknüpft.

Die wütenden Angriffe, die sich gegen die Baumkämpfer richteten, wirkten sich auch auf Joe Maclen aus.

Die Soldaten aus dem unterirdischen Höhlenlabyrinth machten keinen Unterschied zwischen den Feinden und den Menschen, die sie so lange unter sich schon wußten.

Vielleicht konnten sie diesen Unterschied infolge ihrer eingeschränkten Wahrnehmungsfähigkeit auch gar nicht mehr machen.

Wie den Kämpfern in den Silberstrumpfhosen und den weiten Jacken, die von breiten Stoffgürteln gehalten wurden, wurde ihm deren Schicksal zuteil.

Je länger sich die Ameisen unter der Einwirkung des nerventötenden Gebrülls des Unsichtbaren befanden, desto mehr schienen sie wieder klarer zu reagieren und zu handeln.

Ihre Angriffe konzentrierten sich mehr und mehr auf die Feinde in den Bäumen als noch auf die eigenen Artgenossen.

Die Schwertkämpfer wurden nun sicher und schnell aus den Bäumen gepflückt wie überreife Früchte.

Die sich an den pendelnden Lianen festhalten konnten, erwartete ein furchtbares Schicksal, ein langsamer, qualvoller Tod.

In den Knoten und Schleifen der klebrigen, gummiartigen Zweige blieben die menschlich gestalteten Angreifer hängen, und von den Freßwerkzeugen und den messerscharfen Klauen an den Beinen der Ameisenriesen wurde ihnen förmlich in Streifen erst die Kleidung und dann das Fleisch von den Knochen geschält.

Zitternd und von Entsetzen gepackt, jagten Janita Mooney und Hay Stevens weg von dieser Stätte des Schreckens, um nicht auch noch Maclens Schicksal zu erleiden.

Sie rannten, so schnell ihre Beine sie trugen, und ließen den unmittelbaren Ort des Kampfes hinter sich.

Die Nebel wallten über den Boden und hüllten das endlos wirkende Tal in einen Dunstmantel.

Janita fiel mehrmals hin, raffte sich wieder auf oder wurde von Hay Stevens wortlos in die Höhe gerissen.

Immer wieder hielten sie sich die Ohren zu – auch dann noch, als der krächzende, gurgelnde Todesschrei nicht mehr durch die Luft hallte. Aber es dauerte eine ganze Weile, bis sie bemerkten, daß der

nicht mehr existierte.

Da lösten sie die Hände, und eine unheimliche, bedrückend wirkende Stille umgab sie.

Sie wußten nicht, wie lange sie schon durch das düstere Tal liefen.

Sie wußten nicht, wieviel Zeit weiter verging, während der sie ihre Flucht in das Unbekannte fortsetzten.

Die Landschaft veränderte sich nur geringfügig. Sie nahm eine karge, steppenähnliche Gestalt an, der Boden war nicht mehr ganz so glatt.

Und dann sahen sie in dem fahlen Grau vor sich eine alte, unkrautüberwucherte Straße.

Die gingen sie. Langsam, abgekämpft und wortlos…

Die Straße mündete in ein merkwürdiges Dorf.

Kleine, lehmfarbene Häuser, mit windschiefen, offenstehenden Türen und Fenstern versehen, schmiegten sich eng aneinander. Zwischen den einzelnen Ruinen gab es hin und wieder superschmale Gassen, die so eng waren, daß ein normal breiter Mensch sie seitlich hätte durchschreiten müssen, um sie passieren zu können.

Das Dorf dehnte sich aus bis zum Rand der Ebene und setzte sich auch hier noch fort, wo die Landschaft anstieg. Die Lehmhäuser schmiegten sich wie angewachsen an die Hänge und Hügel und wuchsen wie seltsam geformte Pilze dort empor.

Janita und Hay blieben zusammen. Sie näherten sich einem der Häuser.

Hinter den verschmierten und dick verstaubten Fensterscheiben war so gut wie nichts zu erkennen.

Janita blickte sich beunruhigt um. »Ich weiß nicht«, murmelte sie, sich eine Haarsträhne aus dem Gesicht streichend. »Dieses Gefühl, Hay… hast du das auch…«

Er nickte. »Ich fühle mich nicht wohl, Janita, wenn du das meinst. Die ganze Atmosphäre hier hat etwas Bedrückendes, etwas Beklemmendes an sich, und es ist so…, als ob wir beobachtet würden.«

Atemlos blickten sie sich um. Doch sie entdeckten nichts Außergewöhnliches.

Das braune, triste Dorf war völlig ausgestorben.

Hay Stevens stieß die Tür des kleinen Hauses auf, vor dem sie standen. Sand und Staub rieselten auf sie herab.

Modrige Luft schlug ihnen entgegen.

Hay Stevens machte einen einzigen Schritt nach vorn – und prallte im gleichen Augenblick mit einem leisen Aufschrei zurück.

»Was ist?« stieß Janita aufgeregt hervor.

Noch ehe Hay Stevens etwas sagen konnte, warf sie schon einen Blick über seine Schultern.

In dem düsteren schmalen Korridor vor ihnen hingen drei schneeweiße, fein säuberlich abgenagte menschliche Skelette!

*

Sie mußte an sich halten, um nicht aufzuschreien.

»Menschen!« hauchte sie.

»Oder auch Fremde, wie wir sie von den Bäumen her kämpfen sahen«, sagte Hay Stevens mit belegter Stimme.

Janita strich sich mit einer fahrigen Bewegung über ihr Gesicht. Sie bemühte sich, die Begegnung mit dem Grauen so schnell wie möglich zu verdrängen. Es gelang ihr nur unvollkommen.

»Hay«, wisperte sie, »was geht hier vor…«

»Ich weiß es nicht, Janita. Wir können lediglich Vermutungen anstellen. Vielleicht sind es wirklich Menschen – Menschen, die flohen wie wir oder von Anfang an einen anderen Weg einschlugen. Sie fanden dieses Dorf, lebten vielleicht eine Zeitlang hier und wurden dann ein Opfer der Ameisen…«

Er mußte daran denken, was aus den Feinden, aus den Bäumen und aus Joe Maclen geworden war.

»Das kann nicht sein, Hay. Warum haben sie uns dann verschont? Sie hatten es nicht nötig, uns zu versorgen und festzuhalten. Sie haben uns – solange wir in den unterirdischen Bauten blieben – nicht angerührt. Anfangs war ich der Meinung, daß wir so ’ne Art lebende Speisekammer für sie darstellten, daß sie uns schließlich über kurz oder lang einverleiben würden. Aber nichts dergleichen geschah. Sie beobachteten uns. Wir lebten unter ihnen – und sie ließen uns gewähren, geradeso, als wollten sie uns kennenlernen…«

Der junge Abenteurer, der nur vier Jahre älter als Janita war, nickte. »Das ist richtig. Vielleicht kamen sie später erst auf die Idee – und dies hier gehört einer Zeit an, als sie noch grausamer zu Werke gingen. Keiner von uns vermag zu sagen, seit wann die Skelette hier hängen.« Sie gingen unter den Knochenmenschen durch. Die hingen an fasernden Strängen, die um ihre Hälse geschlungen waren.

Janita duckte sich, um wie Hay Stevens tiefer ins Innere des fremden dunklen Hauses einzudringen. Dabei stieß sie mit dem Kopf gegen das Bein eines Gehenkten. Die Knochen schlugen aneinander. Hohl und schaurig klang es durch die Stille. Es hörte sich an, als ob jemand auf einem aus hohlen Knochen bestehenden Xylophon Töne anschlüge.

Janita und Hay gingen von einem Raum zum andern. Sie waren leer, wenn man von den ebenfalls aus Stein und Lehm bestehenden, fest eingebauten Tischen, Stühlen und Bänken absah. Auch die Nischen in den dunklen Ecken gehörten in gewissem Sinn mit zu

dieser feststehenden Einrichtung. In den Regalen fand Janita noch einige bunt bemalte Tonscherben von ehemaligen Gefäßen.

Insekten hatten sich in dem rissigen und porösen Boden eingenistet. Sie schleppten Eier und Larven davon, als die beiden Eindringlinge das Haus durchsuchten.

Es bestand nur aus einer einzigen, mit dem Erdboden gleichen Etage. Das grobe Gebälk, das das mit Lehmplatten geschindelte Dach trug, war von den einzelnen Zimmern aus zu sehen.

Die Platten saßen nicht mehr fugendicht. Sie waren verrutscht. Ein Teil des fahlen, von den bleichen, verwaschenen Monden angestrahlten Himmels war zu sehen.

In den schmalen Streifen, die durch das Dach und das morsche Gebälk fielen, spielte sich fieberhaftes Leben ab. Die Häuser waren von Insekten aller Art förmlich belagert.

Fingerdick hingen klebrige, raupenähnliche Geschöpfe in den Winkeln und Ecken, befanden sich in ständig fließender, lautloser Bewegung.

Schwarze Käfer mit langen, behaarten Beinen liefen in raschem Tempo über das Gebälk, ließen sich wie Spinnen an klebrigen Fäden herab und füllten zu Tausenden den Luftraum über ihnen.

In den feuchten Ecken krochen Würmer und weiße Larven, die sich hier in der Dunkelheit besonders gut zu entwickeln schienen.

Diese Würmer existierten von Kleinlebewesen, die aus dem porösen Boden ins Innere der baufälligen Lehmhäuser drangen. Die Würmer wiederum dienten den schwarzen Käfern als Nahrung, die sich an ihren klebrigen Fäden herabließen, um die Beute blitzschnell zu greifen oder mit ihren messerscharfen Kauwerkzeugen kleine Stücke aus ihnen herauszureißen.

Diese Aktionen mußten ungewöhnlich schnell über die Bühne gehen, denn die Käfer selbst waren in ihrem Eifer, sich zu sättigen, nicht ganz ungefährdet.

Wer sich nicht wieder schnell genug an dem Faden emporzog, war verloren. Mit einem peitschenähnlichen Ende schlugen die Würmer um sich, sobald einer der Käfer versuchte, sich über ein Opfer herzumachen. In vielen Fällen ging das auch relativ glatt über die Bühne. Aber nicht in allen. Wurde ein Freßgieriger von dem peitschenähnlichen Ende berührt, dann wurde er steif wie ein Brett und war unfähig, sich an seinem Faden wieder emporzuziehen. Er fiel mit starren Gliedern ab und landete im Gewühl der Würmer, die den fetten Braten ihrerseits nicht verschmähten.

Fressen und gefressen werden – deutlicher konnte es einem nicht vor Augen geführt werden.

»Gehen wir ’raus hier«, sagte Hay Stevens matt. »Ich kann das nicht mehr mit ansehen.«

Der Biologin machte das, was sich hier beobachten ließ, weniger zu schaffen. Sie zuckte allerdings zusammen und bekam eine Gänsehaut, als ein Käfer ihren Nacken berührte und sich sofort in ihr Fleisch hakte.

Es brannte höllisch.

Janita schrie auf, riß die Hand herum und schlug an die schmerzende Stelle. Es knirschte. Der Chitinpanzer wurde regelrecht geknackt, und ein klebriger Saft spritzte zwischen ihre Finger.

*

Sie liefen hinaus.

Aber durch den Korridor kamen sie nicht mehr.

Die drei Skelette!

Sie hingen nicht mehr an der Decke, sondern standen ihnen gegenüber und kamen auf sie zu…

*

»Bleib hier, Frankie!« sagte Chas Morgan in diesem Moment. »Das muß ich mir genau ansehen. Da geht etwas nicht mit rechten Dingen zu.«

Er griff nach seinem Helm und Frankie war ihm murrend behilflich, das Sauerstoffgerät anzulegen, das leicht und flach war und für vierundzwanzig Stunden Versorgungskapazität hatte.

»Warum soll ich hier allein zurückbleiben?« fragte Morgans Begleiter.

»Es wäre dumm, zu zweit nach drüben zu gehen.«

Morgan überprüfte die Sprechautomatik. Das in den Helm eingebaute Funkgerät funktionierte einwandfrei.

»Einer muß hier bleiben. Warum sollen zwei den Kopf riskieren, Frankie?«

Während Morgan dies sagte, ließ er die Gestalt in der Dunkelheit des gewaltigen Loches mittschiffs nicht aus den Augen.

Die schöne Frau lächelte ihm zu. Ihre Haare waren bronzefarben, schulterlang und bewegten sich wie das dünne, durchscheinende Gewand in zartem Wind.

»Da drüben spukt's, Chas. Sei auf der Hut!«

»Wenn es hart auf hart geht, kannst du mir ja Feuerschutz geben.«

Morgan grinste schwach. Er wußte genau, daß dies nicht möglich war. Der Energievorrat der ›Nummer Neun‹ war auf ein Minimum zusammengeschrumpft, als hätte die Kraft aus dem Siedlerschiff dort drüben sie an sich gezogen.

Zwischen Chas und Frankie fielen nur noch Worte. Chas legte Wert

darauf, daß Frankie unter keinen Umständen folgte, auch für den Fall, daß er nicht zurückkommen würde.

»Was soll ich dann tun?« fragte Lane mürrisch.

»Abwarten, Frankie-Boy! Wenn ich mich innerhalb einer halben Stunde nicht wieder gemeldet habe, ist etwas faul da drüben. Verbarrikadiere dich in der Kabine! Wenn sich die geringste Möglichkeit ergibt, an die Zentrale einen Notruf abzusetzen oder das Schiff wieder in Schwung zu bringen, dann tu's! Auf alle Fälle versuch' durchzuhalten! Wenn dir das acht Stunden lang gelingt, ist das schon ein Plus. Denn dann wird Oberst Mechinko sich etwas einfallen lassen, um uns aufzuspüren. Aber ich hoffe, daß es nicht so weit kommt.«

Er starrte ein letztes Mal auf die schöne Frau, die lächelnd in verführerischer Pose inmitten des dunklen Loches schwebte.

»Dieses Gesicht, Frankie«, murmelte Chas Morgan.

»Ich habe es schon mal irgendwo gesehen…«

Lane schluckte. »Nun sag' nur, du hast mit dem Mädchen schon geschlafen. Dir trau' ich zu, daß du dich für eine Dienstfahrt abkommandieren läßt und sie als Rendezvous mit einem hübschen Girl nutzt. Aber mit dem Mädchen da drüben stimmt etwas nicht, Chas. Die scheint nicht mehr am Leben zu sein. Wer ohne Schutzhelm durch ein Vakuum spaziert, mit dem kann es nicht weit her sein. Sei auf der Hut!«

Frankies Stimme klang ernst.

Chas klopfte seinem kleinen, dicken Freund auf die Schulter und ging dann zur Luftschleuse. Wenige Augenblicke später tauchte Chas Morgan außerhalb der ›Nummer Neun‹ auf. Er stieß sich kurz und hart ab und schwebte auf das nur etwa zwanzig Meter entfernte, ausgefranste und riesige Loch im Leib des Wracks zu.

Auf dem Hauptsichtschirm konnte der zurückgebliebene Frankie Lane jede Einzelheit verfolgen.

Die spukhafte Erscheinung bestand noch immer. Sie schien auf Chas Morgans Annäherung zu warten. Lane nagte an seiner Unterlippe. Chas hatte da eine Bemerkung gemacht, die ihm nicht gefiel und ihn nachdenklich stimmte. Was meinte er nur damit, als er sagte, die Fremde käme ihm bekannt vor? Hatte er sie wirklich schon mal wo gesehen?

Lane konnte nichts von den seelischen und geistigen Problemen Chas Morgans ahnen, und ausführlicher hatte Chas nicht werden wollen.

In dem Augenblick, als er die schöne Gestalt aus der unbekannten Tiefe des Wracks auf die ›Nummer Neun‹ heranschweben sah, war das Gefühl, ein anderer zu sein, wieder ganz stark gewesen.

Es gab Zeichen, die das einfach bewiesen.

Zeichen, die ihn sicher oder unsicher machen sollten? Das eben

wußte er selbst nicht…

Er richtete seinen Blick auf das schöne, ebenmäßige Gesicht.

Die Nase war gerade und teilte das Gesicht in wohlproportionierte Abschnitte, in denen der schön geschwungene Mund und die Augen weder zu groß noch zu klein waren.

Das zarte, alabasterfarbene Gesicht schimmerte in der Dunkelheit, und ein Ausdruck von Ruhe und Klugheit zeichnete dieses Antlitz, das er mit dem einer Göttin verglich.

Die Tempeldienerinnen der Göttin – selbst mit göttlicher Schönheit gesegnet!

Schlagartig fiel es ihm wieder ein, und er wußte, daß der Name Chas Morgan und das Leben, das er als solcher führte, nichts mit der Wirklichkeit zu tun hatte.

Ich bin Björn Hellmark! Molochos hat mich in seinen Klauen – aber der Zugriff ist nicht stark genug, meine Erinnerung an mein wirkliches Ich, das vorübergehend erloschen war, hat er mir nicht ganz nehmen können!

Der Atem stockte ihm. Jetzt wußte er, wo er dieses Gesicht schon mal gesehen hatte.

In Tschinandoah, der Stadt der lebenden Steine!

*

Sein Leben als Chas Morgan, seine Abenteuer in einer angeblich anderen Zeit – das alles hatte nichts mit dem zu tun, was ihm ursprünglich im Sinn lag.

Warum aber lebte er ständig als Chas Morgan? Warum fühlte, dachte und sprach er als jener Inspektor, der für die Vereinten Nationen der Erde auf Kontrollkurs im All unterwegs war und im Jahr 2318 lebte?

Ganz klar und deutlich waren jetzt seine Gedanken als Hellmark, und er war bereit, jedes Risiko auf sich zu nehmen, um das Geheimnis dieser grauenvollen Situation zu klären.

Sieben Tempeldienerinnen waren seinerzeit durch die Einflüsse Tamuurs und Molochos' in der Stadt der Botschaft, Tschinandoah, zurückgeblieben. Durch seine Ankunft waren sie aus ihrem steinernen Dasein befreit worden, und ihre Seelen hatten jene unsichtbaren Gefilde aufsuchen können, für die sie ursprünglich bestimmt waren.

Er kam zwischen den Rändern des glühenden Loches an. Die Dunkelheit pulsierte, als ob sie atme.

Morgan ruderte mit den Armen. Die schwache Schwerkraft, die im Innern des Wracks herrschte, ließ ihn anfangs keinen rechten Stand finden.

»Du ahnst, wer du bist. Aber manchmal weißt du es nicht«, sagte

die schöne Unbekannte mit sanfter Stimme zu ihm, und er konnte sie entgegen allen Naturgesetzen verstehen, obwohl es keine Luft gab, die ihre Worte an seine Ohren weitergeleitet hätten.

Die Tempeldienerin lächelte. Sie wich etwas zurück, ohne daß ihre Füße den Boden berührten. »Ich habe eine Botschaft für dich. Wir hatten versprochen, uns wieder zu zeigen, wenn die Stunde günstig ist, wenn wir dir behilflich sein können, Björn Hellmark, der du dich auch Kaphoon nennst…«

»Was geht hier vor? Warum diese Verwandlung und dieses Leben als Chas Morgan, das ich als Hellmark erst langsam zu begreifen beginne?«

»Es ist ein Teil von Molochos' gräßlichem Traum…«

»Molochos' Traum?« fragte Björn alias Chas Morgan irritiert.

»Es ist alles sehr kompliziert. Ich werde versuchen, es dir zu erklären, Kaphoon. Aber nicht hier an diesem Ort, in diesem Moment. Folge mir, und du wirst erfahren, was wichtig ist! Komm' heraus aus Molochos Traum, damit er nicht begreift, was ich dir anvertraue!«

Die Schwebende glitt rasch in den Hintergrund davon. Morgan folgte ihr mit rudernden Bewegungen.

Ihm schien, als wäre die Dunkelheit massiver, als er sie vorhin vom Bildschirm aus wahrgenommen hatte.

Nun wurde sie da, wohin die geisterhafte Gestalt schwebte, transparenter, als ob geheimnisvolle, unsichtbare Lichtquellen durch das Geschöpf angeregt würden zum Leuchten.

Dann stand plötzliche gleißende Helligkeit vor ihm. Wie eine Fontäne brach die Lichtflut aus dem Boden, hüllte die Schöne ein und umströmte sie wie einen Wasserfall.

Sie winkte ihm. »Komm', komm!« sagte ihre lockende Stimme.

Und er kam!

Er spürte ganz deutlich den Übergang von der Schwärze ins Licht.

Was für ein Strahlen! Im nächsten Moment meinte er, mitten in den Glutball einer Sonne zu stürzen.

Er spürte eine ruckartige Bewegung. Sein Körper wurde herausgeschossen wie aus einer Hülle und sprengte etwas…

Er wirbelte herum, öffnete die Augen, blinzelte, gewöhnte sich an die Helligkeit und erkannte, daß er in der Tat herausgeplatzt war aus seinem Körper, aus dem Körper Chas Morgans!

Da stand er vor ihm, jener Inspektor aus dem angeblichen Jahr 2318.

Eine leblose Hülle, reglos, kalt, starr…

Genau die Grenze zwischen Licht und Dunkel hatte Morgan aufgehalten – und Hellmark herausgesprengt wie ein Geschoß.

Der Deutsche blickte an sich herunter.

Das war er, wie er sich kannte, und nichts mehr in seinem

Bewußtsein war vorhanden von dem Gedankeninhalt eines Chas Morgan.

Hellmark blickte zurück. Dort, wo er vor wenigen Sekunden noch klein und verloren den schimmernden Leib der ›Nummer Neun‹ wahrgenommen hatte, gab es nichts mehr als Leere.

Es gab die ›Nummer Neun‹ nicht, es gab Frankie Lane nicht – es gab damit jene Welt nicht, wie er sie als Chas Morgan kennenlernte.

Die Erfahrungen, die er in diesen Sekunden machte, stellten alles, was er bisher erlebt, gedacht und gefühlt hatte, auf den Kopf.

Die Erkenntnis, die ihn traf, war wie ein Schock.

Seine Augen hatten sich indessen so an die Helligkeit gewöhnt, daß er imstande war, nun Einzelheiten wahrzunehmen.

Er meinte, sich in einem goldenen Raum zu befinden. Die Wände waren glatt und von zahllosen feinziselierten Bildern bedeckt. Die Vielfalt der Gestaltung war so verwirrend, daß es Björn nicht möglich war, sich auf eine einzelne Szene oder ein einzelnes Symbol zu konzentrieren.

Er fühlte große Ruhe und Zufriedenheit in sich aufsteigen, und das Bewußtsein, daß er hier in Sicherheit sei, erfüllte ihn.

»Wo bin ich hier?«

»In der Vakuole der Stille, inmitten des Traums, der ausgeht vom Blutsiegel des Dämonenfürsten. Diesen Ort hier aber kann er nicht kontrollieren. Molochos erfährt in diesen Sekunden nicht, wo du dich befindest. Die Vakuole der Stille schirmt uns ab gegen seine Welt. Hier kann ich sprechen, und deine Fragen beantworten, hier erfährt er nicht meinen Namen. Ich bin Asymeda, die vierte der sieben Dienerinnen des Göttlichen Tempels von Tschinandoah.«

»Dann habt ihr mich die ganze Zeit beobachtet, dann wißt ihr, was mit mir geschehen ist?«

»Nein, beobachtet haben wir dich nicht, Kaphoon. Dazu gab es keine Gelegenheit. Daß wir aufeinandertreffen, ist ein Zufall. Ich weiß, was mit dir geschehen ist. Du bist in den Wasserlosen See gestürzt, dessen Grund Molochos' Blutsiegel bedeckt. Die Welt der Grauen Riesen enthält eines der Blutsiegel, die für dich gefährlich werden konnten. Und es ist das eingetreten, was Molochos geschickt eingefädelt hat. Du bist in das Siegel gestürzt, und die bösen Gedanken und Wünsche des Dämonenfürsten, die er seit Anbeginn seiner Herrschaft denkt, haben dich vollkommen in ihren Bann geschlagen.«

»Dann ist das, was ich gesehen und erlebt habe – nicht wahr? Dann sind es nur – Visionen?«

»Teils – teils, Kaphoon. Leider ist es nicht so einfach. Molochos Träume und dämonische Wünsche sind in dem Blutsiegel enthalten. Diese Träume und Wünsche umfassen viele Räume und viele Zeiten.

Molochos ist zeitlos wie Rha-Ta-N'my, die Göttin, der er Treue geschworen hat und die ihn dazu auserkor, einer ihrer großen Statthalter zu sein. Was du erlebst, Kaphoon, ist nicht die Zukunft. Du existierst weiterhin in der Gegenwart. Nur sind Raum und Zeit für dich verschoben. Du bist nach wie vor Björn Hellmark.«

»Aber mein Leben als Chas Morgan…«

»Ist eine von vielen Möglichkeiten, eine von vielen Verwandlungen, die Molochos vornehmen kann. Vorausgesetzt, daß der Unglückliche, dem es zustößt, in das Blutsiegel geraten ist. Es steckt voller Ereignisse, die einst waren, voller Ereignisse, die sein werden, sein können – wenn Molochos Träume in Erfüllung gehen. Die Hintergründe und Ereignisse sind zum Teil Visionen, ausgelöst durch Molochos Träume, zum Teil Realität – ausgelöst durch die Personen, deren Geist und Leib Molochos gekettet hat. Gekettet in seinem Traumkerker, in dem auch du dich befindest.«

Sein Schädel brummte. Er merkte, wie schwer es ihm fiel, Asymeda zu folgen.

Sie fuhr fort. »Ich weiß, daß du das, was ich dir zu erklären versuche, nie ganz begreifen wirst. Aber das ist auch gar nicht notwendig. Es genügt, wenn du zurecht kommst mit dem ungeheuerlichen Phänomen des molochos'schen Traumgefängnisses. In ihm eingesperrt zu sein, ist schlimmer als der Tod, ist tausendfaches Sterben. Wer Molochos hinterging, wer durch eigenes Verschulden das Blutsiegel suchte oder durch Zufall dorthin geriet, wurde ein Gefangener der Ewigen Träume des Dämonenfürsten. Es sind Träume, in denen Menschen und Außermenschliche große Rollen spielen, ohne daß sie ihr Marionettendasein begreifen. Träume Molochos' sind wahr für diejenigen, die mit den Rollen konfrontiert werden. Sie haben ihr wirkliches Dasein, ihre wahre Herkunft vergessen. Sie sind lebende Figuren in einem Traum, der von dem mächtigen und gefährlichen Blutsiegel ausgeht.«

Im Blutsiegel des Molochos wurde das Unmögliche möglich. Und das Unmögliche wollte er auch auf der Erde – und nicht nur da – möglich werden lassen.

»Gibt es eine Rettung, eine Möglichkeit, zu entkommen aus den Fesseln des Traumgefängnisses?«

»Ja – und nein. Für die, die bisher kamen, nicht. Sie haben ihre Identität verloren und sind völlig aufgegangen in fremde Personen und Vorstellungen, vergleichbar mit einem Geisteskranken, dessen Bewußtsein gespalten ist. Auch diese Menschen wissen nichts mehr von ihrem wahren Ich. Sie leben – und sie leben doch nicht. Ähnlich ist es in Molochos' Traum, der durch das Blutsiegel wie ein böses Gift lautlos und schleichend Verbreitung findet. Was allen, die bisher in den Traum gerieten und vergaßen, wer sie sind und woher sie

kommen, nicht gelang – kann dir gelingen, Kaphoon.«

»Was soll mir gelingen?«

»Die Wände des Traumgefängnisses niederzureißen, die Auswirkungen des Blutsiegels zu untergraben.«

»Wahrscheinlich ist das der Anfang eines neuen Traums, der vom Blutsiegel ausgeht und mich in neue Abhängigkeit bringen wird«, sagte er zweifelnd. Er ließ die Tempeldienerin Asymeda, deren bronzefarbenes Haar sanft schimmerte, keine Sekunde aus den Augen, als er sprach. Es gab nichts Verräterisches an ihr – und doch war er sich nicht ganz sicher, ob Molochos sich nicht ein neues, schreckliches Spiel ausgedacht hatte, aus dem es für ihn schließlich ein böses Erwachen gab.

»Du mußt zweifeln. Es wäre, unnormal, würdest du es nicht tun, Kaphoon«, erwiderte die Schöne mit sanfter Stimme. »Suche den Weg – es gibt nur einen einzigen, der dir offensteht! Und wen du mitnehmen kannst, den nimm' mit! Die in Molochos' Traumgefängnis schmachten, wissen nicht, was zu tun ist. Menschen, die eines Tages verschwanden, befinden sich in einer der vielen Schichten des Blutsiegels…«

»Dr. Henry Herold!« entfuhr es Björn Hellmark unwillkürlich. Der Arzt hatte den Weg zu den Grauen gefunden. Damit konnte er nachweisen, daß es einst einen Kontakt zwischen den Menschen und einer außerirdischen Rasse gab, der in einer fernen Vergangenheit stattfand. »Molochos' Blutsiegel ist eine Menschenfalle, die verschwinden muß.«

»Das ist einfacher gesagt als getan.«

»Ich weiß. Du besitzt Fähigkeiten, die du zur Virtuosität entwickelt hast, Kaphoon. Du kannst an zwei Orten gleichzeitig sein…«

»Kann ich das wirklich noch? Und wenn ja, was würde mich das hier nützen.«

»Mehr als du denkst, wenn du die richtigen Stunden abwartest. – Du besitzt Dinge, die Molochos und seinen Schergen ein Dorn im Auge sind… Die Augen des Schwarzen Manja… die Dämonenmaske… den Trank der Siaris und das Schwert des Toten Gottes…«

»Dinge, die verloren sind.«

»Endgültig? Solange du lebst – und dich vor allen Dingen an dieses Lebens auch mit allen Sinnen erinnerst – kann nichts endgültig sein. Für niemand ist es das. Ich muß dir noch etwas sagen: Die Figuren, die Molochos' Gedanken mit Traumkulisse und einer anderen Wirklichkeit konfrontiert, sind aufs äußerste gefährdet. Molochos' Gedanken sind im Bereich des Blutsiegels wie scharfe Waffen. Sie können töten. Was endgültig ist für die Personen in dem großen Traumspiel, ist endgültig für deren Schicksal. Molochos' Gedanken können töten… von einer Sekunde zur anderen…«

»Warum hat er mich dann bis jetzt verschont?«

»Um deine Leiden zu steigern, Kaphoon. Er will dich tausend Tode sterben lassen. Wenn er das Interesse an dir verliert, dann ist dein Schicksal endgültig besiegelt, dann wird es keine Rückkehr auf Marlos mehr geben, keine Möglichkeit, Freunde um dich zu vereinen, die gleichen Sinnes sind mit dir.

Hüte dich vor den Gefahren, nimm sie nicht leichtfertig hin, weil du denkst, es handelt sich nur um Visionen, um Traumbilder, die aus dem Blutsiegel aufsteigen wie giftige Blasen aus einem todbringenden Sumpf! Hiervor muß ich dich warnen, Kaphoon! Das ist ein tödlicher Irrtum. Traum und Wirklichkeit mischen sich, und die Wesen, denen du begegnest, sind immer Fleisch und Blut, und Molochos führt sie an Fäden wie Marionetten.«

»Das bedeutet: seine Kontrolle ist lückenlos?«

»Ja.«

»Dann verstehe ich nicht, wie es möglich sein kann, daß wir uns hier inmitten der Ereignisse des Blutsiegels in aller Ruhe über die Probleme unterhalten können, ohne daß Molochos das geringste unternimmt.«

»Er kann es nicht, weil er nichts davon weiß. Er wird feststellen, daß du im Augenblick untergetaucht bist. Er weiß nicht, wo. Inmitten der Dinge gibt es die Vakuolen, von denen ich dir erzählte. Diese Vakuolen sind Leerräume, die Molochos nicht durchblicken kann. Für ihn sind es gewissermaßen dunkle Schleier, die seine Träume durchwehen. Er will dahinterblicken, es interessiert ihn, aber er vermag es nicht. Er wird es erst dann können, wenn er lückenlos alles beherrscht, was er unterwerfen will, wenn sein dämonisches Fürstenreich von einem Ende der Welt zum anderen reicht. Dann wird es auch für ihn keine Geheimnisse mehr geben. Dann werden sich die Schleier, in denen die geistigen Vakuolen des Lichts sich verbergen, auflösen und die letzten Kontrollen, die uns noch möglich waren, werden ein für allemal der Vergangenheit angehören. Dann werden wir nicht mehr darüber informiert sein, welche grausamen Spiele Molochos' Blutsiegel verbreitet. Wo immer der Herr der Dämonen ein solches Siegel unterbringen kann, wird sich die Welt verändern…«

»Die Grauen Riesen aber haben es geschafft, den Einflüssen zu entgehen!«

»Zum Teil! Ganz spurlos ist die Anwesenheit des Siegels auf ihrer Welt nicht vorübergegangen. Allerdings ist es ihnen gelungen, groben Schaden fernzuhalten.«

»Wie haben Sie das fertiggebracht?«

»Das ist ihr alleiniges Geheimnis, das Geheimnis der Grauen Riesen…«

Und das haben sie mitgenommen, mußte Björn Hellmark ernst

denken. Das Auftauchen Dr. Herolds und sein Eindringen in diese Welt hatten ein gehöriges Durcheinander angerichtet und die Grauen Riesen irritiert. Die merkwürdigen Bewohner der Dreiersonne, in deren System er durch D'Dyll-vh'on-Ayy geriet, waren einer erneuten Begegnung mit Menschen skeptisch gegenüber eingestellt.

Und in dem Augenblick, als Hellmark erwarten durfte, daß seine ehrliche Absicht akzeptiert würde, griff ein Diener des finsteren Molochos ein.

Ein Schwarzer Priester namens Ontar Muolln brachte den Stein ins Rollen und Hellmark ins Traumgefängnis.

Von diesem Ort konnte er sich durch die Erklärungen der Tempeldienerin nur eine ganz schwache Vorstellung machen.

Dies war ein geistiger Ort, nahm er an, eine geistige Kraft, die imstande war, sehr reale Umstände aufzubauen. In dieser geistigen Welt des dämonischen Molochos waren ihre Identitäten nicht als Geister gefangen, sondern als absolut körperliche Existenzen.

Er konnte sich das in etwa so vorstellen, wie es bei einem schlafenden Medium der Fall war, dessen Seele und Geist aus der sterblichen Hülle entwichen und im Traum einen anderen, fernen, geheimnisvollen Ort aufsuchten.

Das Medium merkte nichts von diesem Traum, war überzeugt davon, daß alles Wirklichkeit sei und vergaß, im Schlaf in seinen stofflichen Körper zurückzukehren.

Dies bedeutete die Katastrophe.

Am nächsten Morgen würde man einen leblosen Körper im Bett finden. Geist und Seele des Mediums waren dort geblieben, wo es vermeintlich seine Realität annahm.

Der Arzt würde ein Herzversagen diagnostizieren.

Bei ihm, Hellmark, lagen die Dinge ähnlich.

Er hielt sich an einem Ort auf, der jenseits aller Logik und Vernunft lag. Aber nicht nur Seele und Geist hatten sich abgelöst, sondern sein realer Körper war an diesen unrealen Ort entführt worden.

Im Prinzip kam das auf einunddasselbe heraus. Es bedeutete nämlich für ihn, daß sein Schicksal sich mit jedem gefährlichen Ereignis, das als Halluzination oder als Molochos' Wirklichkeit aus dem Blutsiegel aufstieg, erfüllen konnte. Dann würden Seele, Geist und Körper sterben – und nie würde jemand erfahren, was aus ihm geworden war.

Wie in so vielen Fällen war dann auch er einer derjenigen, die spurlos verschwanden und nicht wieder auftauchten.

*

Er verstand zumindest diese Warnung sehr wohl.

»Nicht zu lange darfst du abwesend sein, Kaphoon«, ermahnte Asymeda ihn. »Molochos könnte zwar keinen Verdacht schöpfen, doch es könnte ihm merkwürdig vorkommen. Eine solche Situation liegt nicht in unserem Sinn. Du bist informiert über deine wahre Lage, mach' das beste daraus! Du wirst als Chas Morgan weiterleben, wie Molochos es für dich vorgesehen hat. Noch ist er scheinbar überzeugt davon, daß du wie alle anderen zuvor, nichts von deiner wahren Identität ahnst. Hier irrt er. Laß ihn in diesem Glauben! Lebe als Chas Morgan weiter, aber vergiß nicht, daß du dich in Wirklichkeit nicht in der Zukunft befindest, sondern daß du in der Gegenwart lebst! Vergiß nicht, daß du Björn Hellmark bist, der Mann, den man auch Kaphoon nennt. Das ist die Stärke, die du mitbringst in die Auseinandersetzung mit deinem Erzfeind. Aber das Bewußtsein, Hellmark zu sein, kann dir auch zum Schicksal werden. Wenn Molochos erkennt, daß du nicht völlig in der neuen Identität des Inspektors Morgan aufgegangen bist, wird er dich auf der Stelle töten. Denn dies stört seine Kreise, und solange er nicht die Regeln bestimmt, kann er dich nicht mehr gebrauchen.

Denke immer an meine Worte! Ich weiß nicht, ob ich noch mal Gelegenheit habe, dich in der Vakuole zu sprechen und dir Wahrnehmungen mitteilen kann, die möglicherweise wichtig für dich sein könnten. Du bist vorerst allein auf dich angewiesen. Ich kann dir keine großen Versprechungen machen, denn auch ich bin nicht ganz frei und erfülle den Auftrag eines Höheren, in dessen Diensten ich gern stehe. Eines allerdings darfst du gewiß sein: ich bin oft in deiner Nähe…«

Sie stand dicht vor ihm. Ein wunderbarer Duft entströmte ihrem Körper.

Sie streichelte ihm über Kopf und Wangen und lächelte.

Er wußte nicht, wie ihm geschah, als sie sich plötzlich ein wenig nach vorn beugte und ihre Lippen im nächsten Moment die seinen berührten.

Er wollte die Arme um sie legen, aber da löste sie sich schon wieder von ihm.

»Ich sollte eigentlich niemand lieben«, wisperte sie, als käme sie jetzt erst wieder zu Verstand. »Und doch tue ich es. Es ist verkehrt – ich weiß es. Es steht einer Tempeldienerin nicht zu. Geh, bitte, geh', ehe für uns beide eine Gefahr aus dieser ersten Begegnung wird! Kehr' zurück in den Körper, den Molochos dir gab, und erfülle den Auftrag, den man von Chas Morgan erwartet – aber vergiß nicht den wahren Auftrag, der dahintersteht! Das Blutsiegel zu vernichten, wäre ein Wunschtraum. Bisher ist es ›nur‹ ein kleiner Bezirk, den es gefährdet. Kannst du dir vorstellen, wie es aussehen würde, wenn ein noch größeres Siegel den Boden eines irdischen Ozeans bedeckt und seine

schrecklichen, dämonischen Einflüsse wirksam werden lassen kann auf Millionen und Abermillionen von Menschen?«

Asymeda drängte, aber Björn lag noch eine Frage auf dem Herzen.

»Wieso weiß Molochos nicht, daß ich den Alias-Körper wie eine Haut abgestreift habe?«

Chas Morgans Hülle stand reglos in der Licht-Schatten-Grenze der Vakuole.

»Molochos ist sicher, daß du dich darüber informierst, was deine Aufgabe ist. Chas Morgan befindet sich innerhalb des dunklen Raumschiffes, durchstreift den Schatten der Vakuole und ist somit für Molochos jetzt nicht wahrnehmbar.«

Björn verstand nur die Hälfte. Aber er stellte keine weiteren Fragen. Er sah ein, daß es Dinge außerhalb der normalen Gesetze der Welt gab, die man nicht unbedingt mit Worten beschreiben konnte.

Er ging rückwärts, ohne den Blick von der Tempeldienerin mit den bronzefarbenen Haaren zu wenden.

Als er die goldene Wand berührte, packte es ihn wie ein Sog. Im nächsten Moment war sein Körper wieder verändert, aber der Bewußtseininhalt war der gleiche.

Er war sogar erweitert, denn als Chas Morgan war er wiederum über mehr Dinge informiert als in seiner Rolle als Björn Hellmark.

Als Chas Morgan leben – wie Björn Hellmark denken, das war nun seine neue Devise, und als er die geheime Vakuole im Innern der Welt des Blutsiegels verließ, stürmten noch zahllose Fragen auf ihn ein, die er gerne an Asymeda gerichtet hätte, weil sie keine Beantwortung gefunden hatten.

Er sah nicht mehr die gleißende, lichtdurchsetzte Welt der Vakuole. Er befand sich in der Dunkelheit des Wrackinnern, und die Lampe an seinem Helm war eingeschaltet, damit er etwas sehen konnte.

Er folgte dem dumpf pochenden Geräusch, das aus der Tiefe des aufgerissenen und verlassenen alten Schiffes seine Aufmerksamkeit erregt hatte. Wenn er es sich jetzt überlegte, dann kam es ihm so vor, als wäre es das Geräusch gewesen, das ihn hierher in den Rumpf lockte.

Die Laute hörten sich an wie ein riesiges schwer schlagendes Herz…

*

Das Haus stand in einem Park, in dem jahrhundertealte Bäume wuchsen.

Das Gebäude inmitten der alten Eichen und Buchen war um die Jahrhundertwende von einem Diplomaten errichtet worden.

Es war ein massives, dreistöckiges Palais mit hohen Fenstern und kleinen Erkern und Balkonen.

In diesem Haus, das der Verleger Richard Patrick vor nicht allzu langer Zeit verhältnismäßig günstig am Rand der Stadt Dayton hatte erwerben können, war eine fünfköpfige Forschungsgemeinschaft untergebracht, die sich ausschließlich mit parapsychischen Phänomenen befaßte.

Richard Patrick war Herausgeber mehrerer Zeitungen und Zeitschriften.

Ein Objekt unterschied sich von allem, was auf dem internationalen Zeitschriftenmarkt zu haben war. Es handelte sich um das periodisch erscheinende Druckwerk ›Amazing Tales‹. In dieser Zeitschrift, durch die Björn Hellmark mit dem Verleger bekannt geworden war, beschrieben Patrick und seine Mitarbeiter die Welt der Parapsychologie und der Grenzwissenschaften.

Richard Patrick legte größten Wert auf die Feststellung, daß es sich bei der Berichterstattung über übersinnliche Phänomene um bestens recherchierte Nachrichten handelte, die den Anspruch wahr zu sein verdienten.

Richard Patrick versuchte durch die Zeitschrift ›Amazing Tales‹ die Geheimnisse zu lüften, die hinter und in der sichtbaren Welt sich verbargen.

Seine Reporter, Berichterstatter und Korrespondenten waren in der ganzen Welt beheimatet. Und aus der ganzen Welt trafen auch die Berichte für ›Amazing Tales‹ ein.

Patrick selbst war der schärfste Gegner jener Leute, die von sich aus behaupteten, durch kultische Aktivitäten Wunderdinge vollbringen zu können, er war skeptisch gegenüber jedem, der sich als Hellseher oder Zukunftsprognostiker bezeichnete, und er machte sich selbst die Mühe anzureisen, wenn seine Leute ihm schrieben oder ihn fernmündlich benachrichtigten, daß sie ein neues Medium aufgespürt hätten.

Erst wenn sich herausstellte, daß hier wirklich kein Scharlatan am Werk war, wurde über denjenigen berichtet. Die Wahrheit über die unfaßbaren Dinge dieser Erde stellte Patrick immer wieder in den Mittelpunkt seiner Arbeit.

Er selbst hatte Gedankenfotografie erlebt, telepathisch übermittelte Botschaften waren ihm bekanntgeworden, und mit eigenen Augen war er Zeuge geworden, wie Medien durch pure Gedankenkraft Gegenstände bewegten, ohne sie zu berühren.

Durch Fotos und eine Anzahl von Geräten, welche Fachleute entwickelten, waren Besucher aus einem geistigen Reich nachgewiesen worden.

Richard Patrick unterhielt zu den meisten Personen, die er

kennenlernte, persönlichen Kontakt. Durch die Zeitschrift ›Amazing Tales‹ war auch die Bekanntschaft mit Björn Hellmark zustande gekommen.

Richard Patrick kannte die Lebensgeschichte Hellmarks, aber er hatte nie Gebrauch davon gemacht. Es wäre mehr als interessant gewesen, über Hellmark und dessen Fähigkeiten, sich zu verdoppeln, zu berichten. Dagegen hätte Björn auch nicht das geringste gehabt. Aber all die anderen Dinge, die mit seiner Fähigkeit, an zwei Orten gleichzeitig auftauchen zu können, und mit der unsichtbaren Welt und der Begegnung mit fremdartigen Mächten zusammenhingen, mußten geheim bleiben.

Richard Patrick wußte, was auf dem Spiel stand. Er wußte auch, daß Hellmark als Einzelner kaum den Weg gehen konnte, den er gehen mußte. Er brauchte Helfer. Und so war Richard Patrick und seine Zeitschrift zu einer Art Vermittlerstation geworden. Durch die Tätigkeit seiner Nachrichtenleute und durch Briefe und Anrufe interessierter Leser erfuhr der Verleger manches, was auch von Interesse für Hellmark war.

Der Deutsche, der durch Dämonenmanipulation sein ganzes Vermögen und seinen sozialen Status verloren hatte, war auf die Hilfe von Gleichgesinnten angewiesen. Heute sprachen die Leute schon mal über gewisse Besonderheiten, die ihnen an sich selbst oder an Bekannten auffielen. Vor Jahren wäre das unmöglich gewesen.

Hellmark war interessiert daran, mit Menschen zusammenzukommen, die medial veranlagt waren oder die fühlten, daß ihnen manches vertraut war, was sie eigentlich nicht wissen konnten, daß sie möglicherweise aus einem anderen, früheren Leben stammte und nun wieder in ihrem Bewußtsein auftauchte.

Richard Patrick hatte inzwischen mehrere Adressen gesammelt und wartete nur noch darauf, daß Björn sich verabredungsgemäß wieder meldete. Schon lange hatte er nichts mehr von Hellmark gehört und machte sich Sorgen.

Möglichkeiten, direkt Kontakt zu dem Deutschen aufzunehmen, hatte er nicht. Er wußte nicht, wie er nach Marlos, der unsichtbaren Insel hätte kommen können. Trotz aller Freundschaft hatte Hellmark ihm das bisher verschwiegen. Und dafür hatte er sicher seine Gründe.

An diesem Abend hielt sich Patrick nach langer Zeit mal wieder in dem villenähnlichen Gebäude auf, das eine private parapsychologische Forschungsstätte enthielt.

Die hatte er gegründet, die existierte mit seinen finanziellen Mitteln, welche ihm seine Zeitschriften einbrachten.

Patrick wollte mehr wissen als das, was ihm bisher über die Welt der Grenzwissenschaften und der Parapsychologie bekannt geworden war.

Er wollte die Parapsychologie von dem Flair des Aberglaubens und der Spinnerei befreien. Er wollte handfeste wissenschaftliche Nachweise liefern.

Das war der Grund, weshalb er dieses alte Diplomatengebäude erworben und hier sein Institut untergebracht hatte.

Es war ihm gelungen, einen Professor der Parapsychologie als Mitarbeiter zu gewinnen.

Dieser Mann hatte jahrelang Vorlesungen an der Duke-Universität gehalten und kannte sämtliche Koryphäen dieser Forschungsrichtung im In- und Ausland.

Außer Gerald Cartning assistierten Frank Holesh und Poul Saltzer, der sich besonders mit biorhythmischen Kurven und Kirlian-Fotografie beschäftigte. Holesh war von Beruf Ingenieur, der aufgrund eines eigenen Erlebnisses zur Erforschung übersinnlicher Phänomene angeregt worden war. Der junge Mann aus Tennessee hatte einige eigene Geräte entwickelt, um die Anwesenheit von Unsichtbaren elektrisch sichtbar zu machen, hatte eine Art Psycho-Telephon entwickelt, um die Seelen Verstorbener aufzuspüren und ihnen Fragen zu stellen.

Auch zwei weibliche Mitarbeiter in der neuen, von Richard Patrick geleiteten Forschergruppe gab es.

Da war zuerst Nicole St. Curie zu nennen.

Die dreiundzwanzigjährige zierliche Medizinstudentin hatte Patrick aus Paris mitgebracht. Nicole St. Curie führte Telepathie- und Telekinetieversuche durch, und ihre Aufgabe bestand darin, jene Gehirnwellen zu analysieren, die eventuell in Frage kamen, um eine solche Aktion durchzuführen.

Nicole arbeitete in dem Institut mit Medien, die hier in dem großen Haus auf Kosten Richard Patricks lebten und deren einzige Aufgabe darin bestand, den hier arbeitenden Männern und Frauen zu Untersuchungszwecken zur Verfügung zu stehen.

Die letzte Mitarbeiterin in der Gruppe hieß Astritt Reven und kam aus Frankfurt. Die junge Frau stand allein und hatte einige Zeit als Fachautorin für Patricks Magazin fungiert.

In ihren Aufgabenbereich fielen alle übersinnlichen Phänomene, die ungeklärt waren und sich bisher jeglicher Erforschung entziehen konnten.

Astritt Reven sollte solche Fälle katalogisieren und versuchen, irgendwelche Gemeinsamkeiten herauszufinden. Das Reich der phantastischen Wissenschaft und der Parapsychologie war groß. Ein unbestelltes Feld lag vor dem jungen Team, das mit anderen Gruppen in aller Welt eng zusammenarbeitete und regen Erfahrungsaustausch betrieb.

Darauf legten sowohl Professor Cartning als auch Richard Patrick

großen Wert.

Außer den genannten Gebieten gab es einen weiteren Schwerpunkt der Forschungsarbeit. Richard Patrick erforschte die Träume seiner Medien und der Mitarbeiter seines Instituts, die sich zu diesen Versuchen freiwillig zur Verfügung stellten.

Wie Professor Gerald Cartning waren alle der Ansicht, daß es verschiedene Arten von Träumen und Schlaf gab.

Je tiefer ein Schlaf war, je intensiver es jemand verstand ›abzuschalten‹, desto größer war die Wahrscheinlichkeit, daß er im Schlaf zum Empfänger anderer Gedanken und Bewußtseinsinhalte wurde oder ganz und gar Astralreisen unternahm, ohne sich dessen bewußt zu werden. Dies wollte das Team klären.

Waren Träume nur Vorstellungen eines schlafenden Hirns – oder gab es mehr Personen, die während des Schlafs zu Doppelgängern wurden, deren Zweitleib in diesem Zustand vom Originalkörper sich ablöste und ebenso unstofflich nach Ende der Astralreise wieder in ihn zurückkehrte?

Man versuchte solche Vorgänge zu erkennen und mit Apparaturen, die Holesh entwickelte, im Bild oder auch nur als Reaktionskurve auf einem Streifen festzuhalten.

Das Traumland – lag es außerhalb oder innerhalb des menschlichen Traumbewußtseins? Wurden in der ersten Schicht die Ereignisse des Tages verarbeitet, in einer anderen Schicht Erinnerungen aus einer weit zurückliegenden oder auch erst zukünftigen Zeit empfangen, in einer dritten möglicherweise Inhalte aus einem früheren Leben freigesetzt wurden, die sich vielleicht mit Erfahrungen aus dem jetzigen Tätigkeits- und Lebensbereich mischten?

Und in einer noch tieferen Schicht, die offenbar nur die wenigsten Menschen erreichten, wie die Tiefenhypnose es bewies, die ja ein künstlicher Tiefschlaf war, kamen dann die Traumabenteuer in einem anderen Land, das derjenige offensichtlich bisher mit seinem Original stoffliche Körper nicht imstande war aufzusuchen.

Mit all diesen Fragen befaßten sich die jungen Forscher in dem alten Diplomatengebäude, das Patrick im Lauf der Zeit zu einem Forschungszentrum allererster Güte weiterentwickeln wollte. Jetzt standen sie erst am Anfang dieses Weges.

Der Zufall spielt im Leben manchmal eine große Rolle.

Und an diesem Abend – es begann gerade zu dunkeln – machten Astritt Reven und Frank Holesh sich fertig, um eine Nachtschicht ganz eigener Art anzutreten.

Unweit des Instituts, wo die ausgedehnten Felder und Wiesen begannen, lag eine Farm. Sie wurde nach dem Tod des Farmers von einer resoluten Frau weiterbewirtschaftet.

Diese Frau hieß Peggy Shaw.

Die Farmersfrau war Mitte vierzig. Vor einem Jahr hatten die Träume begonnen, die Nacht für Nacht wiederkehrten und sie beschäftigten. Peggy Shaw zog ihren Hausarzt zu Rate, einen alten, klugen Mann, der alle Familienkrankheiten kannte, der die Eltern der Farmersfrau schon behandelt hatte, die jungen Shaws schließlich ebenso wie deren Nachwuchs.

Die Shaws waren eine kerngesunde Familie.

Irgendwelche degenerativen Probleme oder Geisteskrankheiten hatte es hier nie gegeben. Nun behauptete Mrs. Shaw seit einiger Zeit, daß mit ihr etwas nicht mehr stimme. Sie fürchte sich davor, den Verstand zu verlieren.

Was sie auf diesen Gedanken brachte?

Nacht für Nacht kamen die gleichen Träume wieder. Sie sah ihren Mann, von Ketten umschlungen, die schließlich zu Schlangen wurden und ihn erbarmungslos erwürgten.

Der Tod des Farmers fand auf der heimatlichen Farm statt. Peggy Shaw wußte genau, daß es die Farm war, obwohl sie ganz andere Räumlichkeiten und Hintergründe beschrieb, die sie während des Sterbevorgangs ihres Mannes wahrnahm.

Der alte Doktor machte sich Sorgen. Mrs. Shaw war zerfahren und nervös geworden und aß kaum noch etwas.

Anfangs halfen ihr Beruhigungsspritzen über die ersten seelischen Krisen hinweg. Doch dann nützte auch das nichts mehr.

Der Arzt betreute sie auch weiterhin, obwohl er ihr mehrere Male vorgeschlagen hatte, endlich einen Psychiater zu Rate zu ziehen. Doch davon wollte Peggy Shaw nichts wissen.

Der Arzt, der fast ein Freund der Familie war, tat sein Möglichstes. Aber er konnte den geheimnisvollen Kräfteverfall der Farmerin nicht aufhalten.

Durch einen Zufall hatte Patrick von diesem rätselhaften Fall fast in der Nachbarschaft des Instituts gehört.

Das war doch genau das, was sie hier erforschten! Ob es möglich sein würde, Mrs. Shaw zu einem kurzfristigen Aufenthalt in dem Institut zu überreden?

Richard Patrick selbst nahm Kontakt zu dem alten Arzt auf.

Es war nicht möglich.

Von vornherein wies Peggy Shaw ein solches Angebot zurück.

Dr. Burger mußte seine ganze Überredungskunst aufbieten, um ihr wenigstens das Versprechen abzunehmen, sich die Sache doch noch mal durch den Kopf gehen zu lassen. Wenn sie schon nicht bereit sei, irgendwohin zu gehen, vielleicht gestatte sie es wenigstens, hier an Ort und Stelle eine Hilfe vorzunehmen.

Peggy Shaws Träume waren in der Tat eigenartig und die Leute

aus dem Parapsychologischen Forschungsinstitut waren aufgrund der Gespräche, die sie mit Doc Burger führten, überzeugt davon, daß hier mehr als nur eine psychische Störung vorlag.

Burger selbst bestätigte, daß Mrs. Shaw nicht den geringsten Grund hatte, sich Vorwürfe über den frühen Tod ihres Mannes zu machen.

Er war ganz plötzlich und ohne Krankenlager gestorben. Er legte sich abends ins Bett, und während des Schlafes kam es zu einem Herzversagen.

Ein schöner Tod für denjenigen, den es trifft. Eine schlimme Überraschung für die Hinterbliebenen.

Doc Burger schaffte es, erst Astritt Reven in die Farm mitzubringen, dann auch noch Frank Holesh.

Peggy Shaw war zu einer verhärmten Frau geworden, die jedoch nichts von ihrem Elan und ihrer Klugheit eingebüßt hatte.

Sie war weder verrückt noch eingeschüchtert. Sie wurde nur von Mal zu Mal schwächer, als fräßen die Träume ihre Kraft.

Sie war körperlich vollkommen gesund. Die verschiedenen Gesundheitstests, die Dr. Burger mit ihr durchführte, hatten dies eindeutig bewiesen. Es lag kein organisches Leiden vor.

Drei volle Monate dauerte es, ehe Mrs. Shaw ihre Einwilligung dazu gab, daß gemeinsam mit Dr. Burger die beiden jungen Leute vom Forschungsinstitut heute abend auf die Farm kommen sollten. Mit ihren Instrumenten.

Peggy Shaw hatte inzwischen selbst die Überzeugung gewonnen, daß es auf dem alten Familienbesitz spuke. Sie hatte am eigenen Leib festgestellt, daß sie dieses Anwesen wie eine Marter zugrunderichten wollte.

Sie nahm sich vor, den ganzen Besitz zu verkaufen. Trotz eines günstigen Preises fand sich kein Käufer. Sie wollte die Farm einfach verlassen, wenigstens für ein paar Tage. Mehr als einmal unternahm sie den Versuch, ihre Koffer zu packen und Freunde oder Bekannte in der Stadt zu besuchen. Die Farm hielt sie fest wie ein Magnet. Es war wie verhext.

Sie konnte sich nur einige hundert Meter von ihrem Besitz entfernen, dann zog es sie mit Macht nach Hause zurück.

All diese Dinge waren äußerst bedenklich.

Astritt Reven und Frank Holesh sollten gegen acht Uhr auf der Farm sein. Bis nach dort war es eine gute Fahrstunde.

Die Geräte, die sie für die erste Nacht auf der Farm benötigten, waren bereits eingepackt.

Astritt und Frank fuhren los.

Das Paar unterhielt sich während der Fahrt, die schon nach etwa zwanzig Minuten an einem hochgelegenen Bahndamm entlangführte.

Rechts neben dem durch die Einsamkeit der weiten Landschaft

fahrenden Auto dehnte sich wellig eine prärieartige Steppe aus.

Auf dem Weg zur Farm begegneten ihnen anfangs nur wenige, später überhaupt keine Fahrzeuge mehr.

Die nicht sehr gut ausgebaute Strecke verlockte die Autofahrer nicht, sie zu benutzen. Die Farm lag abseits, und für Astritt und Frank wäre es unsinnig gewesen, die Schnellstraße zu benutzen, die sie erst zwanzig Meilen von der Farm weggetragen hätte.

Nur wenige Meilen vor der Farm geschah es.

Zuerst vernahm das im Auto sitzende Paar einen dumpfen Schlag gegen den hinteren Kotflügel.

Astritt wandte den Blick. »Was ist denn jetzt passiert?« fragte die junge Forscherin.

Frank wurde unwillkürlich etwas langsamer.

»Wahrscheinlich ein Stein«, murmelte er, einen Blick in den Rückspiegel werfend.

»Dann hätte es heller klingen müssen, Frank.«

»Dann war's eben ein Stock, den wir vom Straßenrand her emporgeschleudert haben. Ein Fußgänger kann's nicht gewesen sein«, fügte er in einer Anwandlung makabren Humors hinzu. »Den hätte ich vorher gesehen. Da vorn seh' ich ein Schild, da wird wohl die Weggabelung zur Farm sein.«

Frank Holesh hatte aufgeblendet.

»Paß' auf, Frank!« brüllte Astritt ihm da ins Ohr.

Etwas Dunkles, Rundes, kullerte den düsteren, strauchwerkbestandenen Bahndamm herab.

»Ein Ball!«

Wo ein Ball rollt, befanden sich auch Kinder!

Aber jetzt hier, auf diesem abgelegenen Weg, direkt am Bahndamm, oberhalb des Bahndamms… in der Dunkelheit?

Holesh reagierte geistesgegenwärtig. Er nahm den Fuß vom Gaspedal, trat auf die Bremse und verlangsamte die Fahrt.

Der vermeintliche Ball kullerte mitten auf den unebenen Weg und blieb liegen.

Der Ball – war kein Ball.

Er war nicht ganz rund.

Er hatte Ohren, eine Nase – einen Mund!

Das Weiß der Augen bewegte sich und die roten Lippen…

Frank Holesh bremste scharf ab und brachte den Wagen ruckartig zum Stehen, daß die Apparaturen auf der rückwärtigen Fensterbank und dem Rücksitz klapperten.

Vor dem stehenden Wagen lag ein abgeschlagener menschlicher Kopf!

Das Paar im Wagen saß drei Sekunden wie erstarrt.

Dann riß der bleiche Holesh die Tür auf und sprang nach draußen.

Der Kopf lebte noch!

Er sagte etwas…

»Joe… Joe Maclen«, tönte es dumpf über die Lippen, die dann schlaff herabfielen.

*

Astritt Reven kroch aus dem Wagen, kam wortlos um ihn herum und mußte sich abwenden.

Holesh blickte entsetzt und hielt besonders den Bezirk oberhalb des Bahndammes im Auge.

»Da scheint einer Mist gemacht zu haben«, knurrte er tonlos. »Selbstmord… da hat sich einer den Kopf abfahren lassen, Astritt…«

»Aber es ist doch gar kein Zug vorbeigekommen, Frank!«

»Da hast du recht. Und längere Zeit kann der da oben nicht liegen. Verdammt, was geht hier vor?«

Er fingerte die Taschenlampe aus dem Handschuhfach und leuchtete das Gestrüpp des Bahndammes ab.

»Bleib' hier! Ich seh mich mal um.«

»Sei auf der Hut, Frank!«

Angst hatte sie beide gepackt. Sie redeten steif miteinander, als würden sie zum ersten Mal miteinander sprechen.

Frank Holesh stieg den Damm hinauf. Die Blutspuren auf den breitblättrigen Unkräutern und dem Gras waren stellenweise deutlich zu erkennen.

Frank erreichte die obere Dammhöhe. Kerzengerade lief die Schienenstraße an ihm vorbei und verlor sich im Dunkeln.

Er leuchtete die Bahnstrecke ab, lief zu beiden Seiten je eine Strecke von rund hundert Metern, fand aber nichts, was seinen Verdacht gerechtfertigt hätte, daß hier jemand auf den Schienen sich töten lassen wollte oder ermordet worden war.

Den zum Kopf gehörigen Rumpf fand er nirgends.

Holesh ging wieder nach unten.

»Fahr' zur Farm, Astritt, schnell' Ruf den Sheriff an! Ich bleibe solange hier.«

»Aber…«

»Kein Aber! Fahr' los!« Er vermied es, den Blick von dem abgetrennten Kopf zu nehmen. Aber die Tatsache der Anwesenheit des Kopfes war nicht zu leugnen, und so sah er ihn auch vor sich, wenn er nicht direkt hinschaute.

Der gespenstische, erschreckende Vorfall ließ sich durch nichts erklären. Aus dem Nichts scheinbar tauchte ein abgeschlagener, frisch blutender Kopf vor ihrem Auto auf, und das Opfer war noch imstande, vor dem Exitus seinen Namen zu nennen oder einen Namen auszustoßen, der irgendeine Bedeutung für sein Schicksal oder sein Leben hatte.

Astritt nickte, ging um den Wagen herum und setzte sich hinter das Steuer.

Im Licht der vollen Scheinwerfer sah sie den Kopf vor sich, der mitten auf dem schmalen Weg lag.

Es war der Kopf eines etwa vierzigjährigen Mannes, der graumelierte Schläfen, eine etwas gebogene Nase und ein kantiges, energisches Kinn hatte. Tief eingegraben waren die Nasolabalfalten, die diesem Antlitz eine gewisse Ernsthaftigkeit und Härte verliehen.

Astritt Reven stieß den Wagen zurück, fuhr um den Kopf herum und bog an der Gabelung rechts ab. Dort an der Ecke stand ein Schild: ›Shaw-Farm‹.

*

Noch drei Meilen waren es bis zur Farm.

Astritt Reven glaubte, eine Ewigkeit unterwegs zu sein, um ihr Ziel zu erreichen.

Als sie auf den Tacho blickte, hatte sie erst eine einzige Meile zurückgelegt. Der Pfad war holprig, unbefestigt und kurvenreich.

Der Wagen schaukelte wie ein Schiff auf hoher See.

Am Wegrand sah sie etwas Dunkles, Längliches liegen. Wie ein kleiner Buckel…

Sie verengte die Augen und gab dann einen spitzen, markerschütternden Schrei von sich.

Dort lag ein menschlicher Rumpf, dem ein Arm und der Kopf fehlten!

*

Astritt Reven hatte das Gefühl, als würde eine eisige Hand ihren Rücken herabgleiten.

Sie hielt nicht an und gab Gas, daß das Fahrzeug einen Satz nach vorn machte. Die nicht mehr ganz intakte Federung des Wagens quietschte hörbar.

Hier war ein furchtbares Verbrechen passiert!

Ein Wahnsinniger hatte einen Menschen getötet und den Leib zerstückelt. Und in der Nähe der Shaw-Farm hatte der Unbekannte die Leichenteile in die Landschaft verstreut.

Unmittelbar vor ihrem und Franks Auftauchen mußte das passiert sein.

Aber nein, das ging ja gar nicht, verbesserte Astritt Reven ihre fiebernden Gedanken sofort. Eine Sekunde vor dem Eintritt des Todes hatte der Kopf noch einen Namen nennen können…

Der Name – des Mörders?

In der ganzen Zeit über waren sie in der Nähe gewesen. Ein eilig davonfahrendes Fahrzeug wäre ihnen nicht entgangen. Und um den Rumpf des Toten hierher zu schaffen, dazu bedurfte es eines Transportmittels. Es war kaum anzunehmen, daß der unheimliche Mörder durch die Nacht lief und die Leichenteile verstreute.

Astritt bemerkte, daß sie außerstande war, einen klaren Gedanken zu fassen.

In wahnwitzigem Tempo jagte sie über den holprigen Pfad. Sie wurde durchgeschüttelt, und sämtliche Knochen taten ihr weh. Aber darauf achtete sie nicht. Sie hätte es jetzt nicht fertiggebracht, langsam, wie es der Untergrund eigentlich erforderte, zur Farm zu fahren.

Ihr Herz pochte wie rasend, und die Kleidung klebte an ihrem schweißnassen Körper.

Astritt Reven sah im Licht der Scheinwerfer das große Tor in der Umzäunung vor sich. Dahinter zeigten sich silhouettengleich die zahlreichen Gebäude der Farm.

Das Hauptgebäude lag links. Auf der anderen Seite befanden sich Schuppen und Ställe und die Unterkunftsräume der Arbeiter.

Überall in den Räumen und im Wohnhaus brannte Licht.

Ein Traktor stand mitten im Hof, unmittelbar vor dem Haus parkte ein cremefarbener Chevrolet. Das war Doc Burgers Wagen. Wie versprochen, war er schon da.

Die Hunde kläfften, als die fremde Besucherin bis ans Tor heranfuhr. Zwei Schäferhunde jagten auf das Tor zu und gebärdeten sich wie toll.

Astritt wußte, daß sie erwartet wurde, doch in ihrer Aufregung drückte sie wie von Sinnen auf die Hupe.

Männer tauchten an den Türen zu den Ställen und Unterkünften auf. Aus dem Wohnhaus kam Peggy Shaw.

Mit einem kurzen scharfen Wort rief sie die Hunde zurück, die prompt reagierten.

Ein Arbeiter in Blue Jeans öffnete das Gattertor. Astritt Reven fuhr in den Hof, schaltete den Motor aus und verließ den Wagen.

Die Hunde knurrten, kamen aber nicht auf sie zu. Die Farmersfrau beherrschte die beiden Tiere vollständig.

Peggy Shaw ging auf ihre Besucherin zu, schüttelte verwundert den Kopf, grüßte und meinte: »Warum heute so stürmisch, liebe Miss Reven? Ich habe Sie zwar als temperamentvolle Dame kennengelernt, aber ich habe gar nicht gewußt, daß Sie es so eilig hatten, hier tätig zu werden.«

Der Anflug eines Lächelns war auf dem verhärmten Gesicht der Farmersfrau zu sehen. Peggy Shaw schien seit dem letzten Mal noch dünner und schwächer geworden zu sein.

Peggy Shaw reichte Astritt Reven die Hand, die sie ergriff. Mit dieser Begrüßung berührte sie die Besucherin, und die auf dem Sprung liegenden Schäferhunde schienen auf diese Geste nur gewartet zu haben.

Sie trotteten davon. Peggy Shaw hatte die Besucherin anerkannt, das respektierten sie.

»Sie haben ja ganz heiße Hände, sind ja außer Atem!« entfuhr es der Farmersfrau leise. »Was ist denn los mit Ihnen? Sind Sie krank?« Sie blickte in den Wagen. »Sie sind allein gekommen? Ist etwas passiert?«

Peggy Shaw hielt den Atem an, noch ehe die junge Besucherin etwas näher erläutert hatte.

Die Farmersfrau trug Blue Jeans und eine Bluse. Beides hatte ihr irgendwann sicher mal sehr gut gepaßt. Jetzt schlotterten die Hosenbeine um ihre dürren Waden und knochigen Schenkel, und die Bluse war ihr viel zu weit. Peggy Shaws Busen war förmlich eingeschrumpft.

»Auf dem Weg hierher haben wir einen grausigen Fund gemacht, Mrs. Shaw«, bemerkte die junge Parapsychologie-Forscherin. »Den Sheriff… kann ich den Sheriff anrufen?«

*

Mit verhaltener Stimme berichtete Astrid Reven Einzelheiten, und Sheriff Caine versprach, mit seinem Deputy sofort zu kommen.

Zeugen des Telefongesprächs wurden Dr. Burger und Peggy Shaw.

Bleich und wortlos sahen sie die junge Besucherin an.

»Das ist ja entsetzlich«, entfuhr es Burger nach einer bedrückenden Pause.

Peggy Shaw sagte auch jetzt noch nichts. Sie ging ans Fenster, öffnete es weit und atmete tief durch, als sei sie gerade jetzt auf erfrischenden Sauerstoff angewiesen.

Dann sagte sie plötzlich etwas, ohne den Kopf zu wenden. Aber das, was sie sagte, galt nicht einer Person außerhalb des Fensters, sondern denen, die im Raum standen.

»Es mag vielleicht komisch sein… aber was Sie da eben erzählt haben, Miss Reven… es erinnert mich an etwas…« Peggy Shaws Stimme klang belegt, und sie mußte sich räuspern. »Ich habe es weder Doc Burger erzählt – noch Ihnen. Es war letzte Nacht. Ich bin schweißüberströmt aufgewacht und habe Garry, meinen Mann, wieder ganz deutlich vor mir gesehen…« Mit diesen Worten drehte sie sich langsam um. »Ich sah ihn in seinem Bett mit den widerlichen Schlangen kämpfen. Und diesmal – unterlag er nicht, diesmal konnte er sich befreien. Er erhob sich und stand in seiner ganzen Größe vor

mir. ›Peg‹, sagte er zu mir. ›Peg, ich hab’s geschafft. Nun bin ich diesen verdammten Fluch los… nun muß ich nur wieder ich selbst werden‹…« Während sie sprach, war ihr Blick auf einen imaginären Punkt gerichtet, und sie schien Doc Burger und Astritt Reven überhaupt nicht wahrzunehmen. »Aber dann geschah etwas Furchtbares«, fuhr sie mit schwacher, zittriger Stimme fort. »Noch während er sprach, zerfiel sein Körper… ich sah, wie der Kopf von seinen Schultern fiel, wie er den Arm verlor, wie sein Rumpf wie von einem unsichtbaren Messer in der Mitte durchgeschnitten wurde… es war der gräßlichste Alptraum, den ich jemals durchmachte. Aber ich schlief nicht. Ich weiß, daß ich wach war. Ich verbarg mein Gesicht im Kopfkissen, schrie wie von Sinnen und erstickte meine Schreckensschreie, damit niemand im Haus wach wurde. Ich sah Garry seinen letzten Tod sterben…«

Ihre Augen glänzten wie im Fieber. Astritt Reven und Doc Burger wechselten einen raschen Blick. War dies die Endstation, war dies die letzte Stufe im Leiden Peggy Shaws?

War sie – endgültig wahnsinnig geworden?

Alle Anzeichen sprechen dafür. Aber so, wie sich der unheimliche Fall der Peggy Shaw den Leuten vom Parapsychologischen Forschungsinstitut bisher dargestellt hatte, wollte und konnte Astritt Reven einfach nicht glauben, daß mit dieser Erklärung die Sache gelöst war.

Die Parallelität der Dinge irritierten und schockierten sie.

Astritt Reven ging auf die wie erstarrt dastehende Farmersfrau zu. Peggy Shaws Pupillen bewegten sich und erfaßten die junge deutsche Forscherin.

»Ich bin nicht verrückt. Ich weiß genau, was ich sage. Ich wußte es immer«, preßte die verhärmte, dürre Frau mit schwacher Stimme zwischen ihren Zähnen hervor. »Der Mann, den Sie sahen… die Leichenteile, die Sie fanden… das Gesicht dieses Fremden, Miss Reven… wie sah es aus…? Oder nein, antworteten Sie nicht. Ich will Ihnen etwas zeigen…«

Sie durchquerte schnell den kleinen Raum und öffnete die mittlere Schublade an einer Kommode.

Sie öffnete einen verschnürten Deckel und entnahm einem Fach einige Fotos, die sie schnell wie ein geschickter Kartenspieler sein Blatt durch die Finger gleiten ließ.

»Hier, Miss Reven… sehen Sie her!«

Sie streckte der jungen Deutschen eine Porträtaufnahme Garry Shaws entgegen.

»Das ist drei Tage vor seinem vierundvierzigsten Geburtstag gemacht. Kurz danach starb Garry. So sah er zuletzt aus…«

In Astritt Revens Kehle würgte ein Kloß.

Dieses Gesicht!

Die etwas gebogene Nase, das dichte, graumelierte Haar, kräftige Augenbrauen, ein kantiges, energisches Kinn, tief eingegrabene Nasolabalfalten, die dem Gesicht Härte und Ernst verliehen…

Astritt Reven war nicht fähig, zu antworten.

Doch in ihrer Stummheit gab sie Antwort genug.

»Er ist's… er war's!« schrie Peggy Shaw schrill heraus. »Ich seh' es Ihrem Gesicht an!«

Astritt Reven konnte nur bejahend nicken.

*

Alles in Janita Mooney verkrampfte sich.

Skelette waren zum Leben erwacht und umringten sie, wollten offensichtlich verhindern, daß sie das Haus in diesem Dorf noch mal lebend verließen.

Welche Zauberkräfte wirkten hier? Wer beobachtete sie aus dem Unsichtbaren und wußte jederzeit, was sie taten?

Diese Welt war ihnen durch die Schritte, die sie nun eingeleitet hatte, nun noch unheimlicher und fremdartiger geworden als zuvor.

Die Knochen klapperten und klangen hohl.

Janita wich erbleichend zurück.

Hay Stevens bewies, daß er schnell handeln konnte, ohne erst lange zu überlegen.

Er bückte sich blitzschnell und riß einen dicken Lehmbrocken vom Boden hoch, der von feuchtem, grünem Moos überwuchert war und aus dem klickend gepanzerte, daumennagelgroße Käfer fielen.

Er schleuderte den Brocken ohne zu überlegen mitten in das Knochengesicht des Skeletts, das ihnen am nächsten stand.

Die Knochen splitterten. Der Lehmbrocken riß ein regelrechtes Loch in das knöcherne Antlitz.

Hay Stevens warf sich nach vorn, packte den Knöchernen am Arm und wirbelte ihn zur Seite.

Für einen Moment bestand eine Gasse nach draußen.

»Los, Janita!«

Die begriff die einmalige Chance, die Stevens' entschlossenes Handeln für sie geschaffen hatte.

Hay riß die junge Biologin mit. Sie rannten an den beiden Skeletten vorbei, ehe die sich umdrehten und seltsam träge und langsam wie Roboter die Verfolgung begannen.

Janita und Hay waren schneller.

Sie liefen durch die verlassene Stadt, in der alles so wie zu Beginn war.

Die Beklemmung und Bedrohung, die noch immer in der Luft lag,

war weiterhin zu spüren, und Janita und Hay wußten nicht, ob sie durch die Anwesenheit der Skelette verbreitet wurden oder durch etwas anderes Unsichtbares, das sie nicht erkennen und mit Worten beschreiben konnten.

Sie rannten um ihr Leben.

Die Skelette blieben ihnen auf den Fersen, verloren aber an Raum.

Die Verfolger waren wieder vollständig. Das Skelett mit dem eingedrückten Schädel beteiligte sich an der Verfolgung.

Janita und Hay liefen quer durch das Dorf, passierten enge, dunkle Gassen und gerieten auf eine Anhöhe, die sich schließlich wie ein tellerartiges Hochtal vor ihnen ausbreitete.

Die Luft hier oben war kühler, und ein leises, zitterndes Pfeifen kam von irgendwoher, das ihnen irgendwie bekannt vorkam.

Die Luft war nicht glasklar und durchsichtig. Dicker Nebel herrschte. Sie konnten kaum die Hand vor Augen sehen.

Aber ein Zurück gab es für sie zunächst nicht.

»Auf eine Weise ist der Nebel sogar gut für uns«, meinte Hay Stevens. »Wo wir nichts sehen, werden auch wir nicht gesehen werden.«

»Das ist noch nicht heraus, Hay«, widersprach Janita ihm. »Woher wissen wir, daß wir diese Welt wirklich objektiv beurteilen können? Wo wir Nebel sehen – wo wir uns nur unter größten Schwierigkeiten vortasten, finden andere sich möglicherweise bestens zurecht… diese Töne, Hay. Sie erinnern mich an den Schrei des Giganten, der die Kampfaktionen zwischen den Männern mit den Schwertern und den Großameisen einleitete.«

Sie blieben lauschend stehen. Sie vernahmen außer dem leisen, zischenden Wimmern das Klappern der Knochen ihrer Verfolger, deren hart klingende Schritte auf dem festen, felsigen Boden deutlich wahrnehmbar waren.

Zwischen den vom Wind zerfetzten Wolkenschleiern tauchte der riesige, bizarre Schatten eines Bauwerkes oder etwas Ähnliches auf.

Der freie Platz war glatt wie schwarzes, geschliffenes Glas. Hatten Wesen ihn so geglättet oder polierten ihn die Millionen von winzigen Staubkörnern, die hart wie Diamant waren, und von den scheinbar ewig hier auf dem Hochplateau herrschenden Winden, unablässig wie gigantisches Schmirgelpapier über das Felsgestein geführt wurden?

Die Wolkenfetzen teilten sich vor ihren Blicken und hüllten die gewaltige Statue, die sich wie ein Berg vor ihnen erhob, noch über die Hälfte ein.

Vor ihnen erhob sich aus dem glatten Felsboden eine Statue, die von immenser Größe war und eine Ameise darstellte.

Die Ameise stand auf den beiden hinteren Beinen, die den Umfang mächtiger Säulen hatten. Janita schätzte sie auf einen Durchmesser

von mindestens zehn Meter.

Zwischen den Gliedern und dem aus schwarzem polierten Fels gestalteten Chitinpanzer gab es riesige Spalten, Löcher und Risse. Durch die fuhr der Wind – und das war es, was die leise seufzenden, wimmernden Laute erzeugte!

Konnte es sein, daß der Wind hier oben manchmal orkanartige Ausmaße annahm und dann mit solcher Heftigkeit blies, daß die Götzenstatue einer Ameise zu einer gigantischen Pfeife wurde, die solch schauderhafte Töne von sich gab?

Wortlos und beeindruckt von dem steinernen Koloß verharrten Janita und Hay vor der Statue und ließen ihren Blick so weit wie möglich hinaufgehen, nahmen aber infolge der tiefhängenden Wolken nur einen Teil dessen wahr, was sich hier eigentlich zeigte.

Das Hochplateau fiel in unmittelbarer Nähe des gewaltigen, einmaligen Bauwerkes ab und wurde zu einem flachen Krater, dessen schwarze, glasartige Innenwände mit Stufen versehen waren.

Dort, wohin die Stufen führten, begann das kolossale Bauwerk. Die Stufen waren normal hoch und bequem mit Menschenbeinen zu gehen.

Janita Mooney und Hay Stevens begaben sich in den Krater, aus dem die Statue wie gewachsen und schließlich als naturgetreu nachgebildeter Fels kam.

Die massigen Hinterbeine und das Schwanzstück nahmen hier ihren Anfang.

»Der Ameisenkoloß scheint eine Gottheit darzustellen«, murmelte Janita, und sie dachte mit keinem Gedanken mehr an die Skelette aus dem verlassenen, öden Dorf. »Die Gewaltigkeit der Statue läßt nur diesen Schluß zu. Dann wäre dieser Ort hier oben möglicherweise nichts anderes als eine einzige Opferstätte, als ein Altar, als der Ort der Götter, möglicherweise tabu für jeden. Ich fühle mich unbehaglich, Hay.« Nun kamen auch ihr Zweifel, ob es richtig gewesen war, die relative Sicherheit und die Eintönigkeit der Tage, Wochen, Monate, Jahre und Jahrzehnte einzutauschen gegen das Risiko, nun doch das Leben zu verlieren, das auf so wunderbare Weise schon so lange alterslos währte…

»Wenn das ein geweihter Ort ist, Janita, dann können wir uns gar keine bessere Stelle wünschen. Die Ameisen haben uns beschützt wie ihre Brut, sie haben uns versorgt. Hier werden die gleichen Geschöpfe, die wir als Halbintelligenzen begreifen lernten, verehrt. Sie müssen eine große Rolle spielen im Alltag eines Volkes, einer Rasse, die wir nicht kennenlernten und die…«

Weiter kam er nicht.

Dann ging es Schlag auf Schlag.

Sie standen auf der Treppe etwa auf halbem Weg nach unten in

den flachen, schüsselförmigen Krater. Die Stufen liefen rundum wie Rillen in einem Schraubgefäß.

Aus der Dunkelheit zwischen sich aufstützendem Körperende der Statue und den Säulenbeinen drang es hervor wie eine Invasion aus der Tiefe.

Hunderte, Tausende von dunkel gekleideten Gestalten tauchten dort auf, daß es im Nu auf dem Boden des Kraters wimmelte.

Die Fremden stürmten die Stufen in die Höhe und kamen in breiter Front näher.

Janita warf sich herum.

Da begann das Leben auch hinter den wehenden Nebelfetzen außerhalb des Kraters.

Gestalten wuchsen wie Pilze aus dem Boden, als hätten sie dort die ganze Zeit über unsichtbar im Fels verborgen gelauert. Köpfe schoben sich über den Kraterrand.

Die Feinde kamen von oben und von unten.

Hoffnungslos wurde dieser Versuch schon im Keim erstickt.

Mehrere Hände gleichzeitig rissen sie zu Boden und hielten sie fest. Sie konnte nicht um sich schlagen, nicht treten.

Die Menschen zerrten sie mit ernsten Gesichtern und wortlos über die Stufen und rissen sie empor, hielten sie fest und schleppten sie in die Tiefe.

Janita schrie.

Aber ihr Schreien bewirkte nichts.

Sie sah, wie Hay Stevens mit Todesmut das beste aus der verfahrenen, unglücklichen Situation zu machen versuchte.

Er schlug und trat um sich und kämpfte verbissen wie ein Bär. Es gelang ihm, durch gezielte, knallharte Schläge zwei, drei seiner Gegner zu Boden zu schicken.

Dann erwischte es ihn. Ein Schlag ins Genick, von harter Hand geführt, fällte ihn.

Stevens stürzte. Im nächsten Moment schlugen andere auf ihn ein und machten ihn kampflos.

Dieser Übermacht war kein normaler Mensch gewachsen.

Ehe er die Besinnung verlor, fragte er sich weshalb dieser beachtliche Aufwand an Gegnern erfolgt war. Zehn, fünfzehn Stück hätten doch auch gereicht, sie beide kampfunfähig zu machen und gefangen zu nehmen.

Warum Hunderte, warum Tausende, die gleichzeitig, wie einem stummen Befehl folgend, aus ihren Verstecken stürmten, um sie zu Fall zu bringen?

Ameisen und andere Insektenarten mochten vielleicht auf diese Weise reagieren, wenn sie sofort in großer Zahl auftauchten, um einen Gegner zu vernichten.

Die Menschen hier reagierten wie die Ameisen! Auf dieser Welt schienen die Uhren verkehrt, wenn nicht gar anders herum zu gehen.

*

Dunkelheit umfing ihn, und er wußte nichts mehr von sich. Unbekannt war ihm das Schicksal der entführten Janita Mooney, unbekannt war ihm sein eigenes.

Die dunkel gekleideten Gestalten, die denen glichen, die in voller Montur aus den riesigen Bäumen gegen die Großameisen kämpften, verschwanden in den zahllosen Löchern, sowohl in den Treppen als auch in den Säulenbeinen und dem Schwanzende der Titanstatue.

Die Öffnungen schlossen sich lückenlos, als würde sich keine Tür schließen, sondern der schwarze Fels zusammenwachsen wie eine Wunde.

*

Ein Mann ging durch die Dunkelheit.

Dieser Mann war Chas Morgan.

Aber nicht allein der Bewußtseinsinhalt Chas Morgans war es, der das Hirn dieses kräftigen, braunhaarigen Mannes erfüllte – auch Gedanken und Überlegungen Björn Hellmarks waren vorhanden, der seine wahre Identität wieder entdeckt hatte.

Die Begegnung mit Asymeda, der göttlich-schönen vierten Tempeldienerin aus Tschinandoah, hatte seine Vorstellungen gefestigt.

Aber auch Zweifel erfüllten ihn.

War die Begegnung mit Asymeda in der Vakuole des Lichts eine Tatsache – oder gehörte sie mit zu den Ereignissen, die das unfaßbare Blutsiegel aufgrund der Gedanken des Dämonenfürsten zu entwickeln imstande war?

Was war Vorstellung, was war Halluzination, was Vision – was Wirklichkeit?

Björn konnte sich nicht daran erinnern, je in einer ähnlichen Lage gewesen zu sein. Seit sein Leben als Macabros begonnen hatte, war er mit manch schwierigem und gefährlichem Problem konfrontiert worden. Doch so aussichtslos und undurchsichtig war seine Lage nie vorher gewesen.

Führte Molochos ihn – um seine tausend Foltern auszuprobieren – durch ein Labyrinth von Grauen und Ängsten, um ihm irgendwann schließlich den Gnadenstoß zu versetzen? Riß er ihn zwischen Hoffnung und Verzweiflung hin und her – und war es seine Absicht, daß Hellmark sich praktisch selbst zerfleischte? Sollte so sein Ende aussehen?

Dieser Gedanke lag näher als die Hoffnung auf eine Rettung oder einen Gnadenstoß Molochos'. Gnade – von einem Fürsten der Finsternis zu erwarten, das war wohl eine Illusion, der man sich vergebens hingab. Der Begriff Gnade kam in Molochos' Wortschatz nicht vor.

Äußerlich sah man Chas Morgan als Björn Hellmark nicht an, welche Gedanken ihn erfüllten.

Konnte er wieder die Freiheit erringen, die er brauchte, um Hellmark zu sein? Gab es wirklich eine Chance, die Körperlichkeit und die Identität Chas Morgans abzustreifen, die ihm anhaftete und die kein reiner Traum war. Molochos hatte ihn dazu verbannt, in seinen Träumen eine Gestalt zu sein. Er war diese Gestalt, aber er war sie nicht mehr so bedingungslos wie ganz zu Beginn.

Zufall oder Absicht?

Auch das wußte er nicht.

Er konzentrierte sich auf das dumpfe Pochen in der Dunkelheit und ging dort hinein.

Er passierte Gänge, zweigte an Weggabelungen ab und suchte in dem großen Raumschiff, das eine Welt für sich war, nach etwas, das ihn hierhergelockt hatte.

Molochos wollte Ergebnisse sehen. Und nichts von dem, was passierte, geschah ohne Sinn.

Er mußte an die Warnungen Asymedas denken: »Was in der Traumwelt des Blutsiegels passiert – geschieht auch in Wirklichkeit. Schicksale, die sich hier entscheiden, entscheiden sich auch anderswo…«

Auch wenn er nicht genau verstand, wie sie das meinte, fühlte er doch, daß er sehr auf sich aufpassen mußte, um jede Falle Molochos' rechtzeitig zu erkennen.

Er kam in eine große, runde Halle, in der ein fluoreszierendes Glühen vorherrschte, das ein eigenwilliges, gespenstisches Dämmerlicht bewirkte.

Aber das war keine Räumlichkeit mehr, wie man sie in einem Raumschiff annehmen konnte.

Hellmark meinte, sich in eine große, feuchte Höhle verirrt zu haben.

Die Höhle hatte Ausmaße, daß er sie auf einen Blick nicht übersehen konnte.

Dunkle Felsen schimmerten, es gab Mauervorsprünge und -absätze, und von einer Sekunde zur anderen sah er sich unvermittelt quasi in eine 'neue, andere Welt versetzt.

›Lebe wie Chas Morgan – aber denke wie Björn Hellmark!‹ Auch diese Worte Asymedas kamen ihm wieder in den Sinn, als halte die geheimnisvolle Schöne telepathisch Kontakt mit ihm.

Er durfte Molochos keinen Anlaß zu Mißtrauen geben. Er durfte nicht vergessen, daß er Chas Morgan war und als solcher einen Auftrag zu erledigen hatte.

Er verhielt im Schritt.

»Frankie? Hallo, Frankie, kannst du mich hören?« fragte er mit gedämpfter Stimme in die eingebaute Funkanlage.

»Hallo, Chas«, vernahm Morgan gleich darauf die Stimme seines kleinen, dicken Begleiters. »Mann, bin ich froh, von dir etwas zu hören. Die Energieversorgung funktioniert wieder, das Kraftfeld ist aufgehoben. Was hast du gemacht?«

Morgan alias Hellmark durfte sich nicht vorstellen, daß der Mann, den er als Frankie Lane kannte, in Wirklichkeit auch ein ganz anderer war, einer, der sich seiner wahren Identität eben nicht erinnerte wie er.

Wer mochte hinter der ›Spielerfigur‹ stecken, die Frankie Lane darstellte, die Molochos benutzte wie eine Figur auf dem Schachbrett?

Er wußte es nicht. Vielleicht ein Fremder. Vielleicht eine Person, die er kannte, die irgendwann in seinem Leben seine Wege kreuzte, die auf Dämonen und Geister aufmerksam geworden war wie er?

»Ich habe nichts getan, Frankie. Das alles hat sich erstaunlicherweise wieder von ganz allein geregelt.«

»Bei allen Raumgeistern, Chas! Da ist etwas faul…«

»Du sprichst mir aus der Seele, kleiner dicker Lane…«, murmelte Morgan, sich seines Galgenhumors erinnernd, der zwischen ihnen beiden auch in der kniffligsten Situation nicht verloren ging. »Und deshalb gehe ich der Sache auf den Grund. Halte dich in Alarmbereitschaft, und wenn etwas sein sollte, das nicht in deinen runden Kopf paßt, Frankie, dann gib Gas…«

Er berichtete, was er sah, und was er eigentlich in diesem Raumschiffswrack nicht vorzufinden erwartet hätte.

»Informier' schon mal die Zentrale und mach Oberst Mechinko über die seltsamen Bilder aufmerksam, die ich dir, so gut es ging, geschildert habe. Warum im Innern der ›Good Will‹, die vor hundertfünfzig Jahren verschwand, plötzlich schwarzer Fels gewachsen ist – oder ob ich mich in Wirklichkeit schon nicht mehr in dem Wrack aufhalte und einen Sprung in einen anderen Raum unternommen habe – das alles ist ungeklärt und nach wie vor rätselhaft. Ich werde mir die Höhle genauer ansehen. Wir bleiben in Verbindung, vorausgesetzt, daß es möglich ist, sie aufrechtzuerhalten.«

Die Höhle war es nicht allein.

Das, was darin pochte, war die Hauptsache und hatte ihn schließlich hierher gelockt.

Und dann sah er es…

Sein Herzschlag stockte.

Mitten in der geisterhaft glimmenden Höhle pulsierte ein Fleischkoloß, der mindestens zehn Meter hoch war. Er war von durchsichtigen Adern durchzogen, und winzige Augen, nicht größer als Punkte, glühten darin wie Kohlen. Schmal und faltig waren der kleine Mund und die Nase. Gallertartiges Fleisch bildete eine kompakte, pulsierende Masse, die ein menschliches Gesicht aufwies.

Ein Gesicht, das hundertmal größer war als ein menschliches und das er trotz der gewaltigen Vergrößerung sofort wiedererkannte.

Es war das Gesicht von Dr. Henry Herold, jenem Mann aus der Umgebung von Valley Forest, der den Schlüssel zum Land der Grauen Riesen gefunden hatte!

*

Ein Vulkan brach in ihm auf.

Schon öffnete Morgan den Mund und wollte überrascht den Namen Herold ausrufen, als ihm schlagartig bewußt wurde, daß er damit sich selbst und seine Mission aufs äußerste gefährdete.

Als Chas Morgan kannte er Henry Herold doch gar nicht!

Molochos würde sofort Wind davon bekommen, wenn er jetzt falsch reagierte. Das also waren jene gefährlichen Prüfungen und Fallen, die auch Asymeda angedeutet hatte.

Auf diese Weise wollte Molochos sein Identitätsbewußtsein überprüfen.

Kurz vor ihm, Hellmark, war Henry Herold in den wasserlosen See gestürzt und in das Blutsiegel des Molochos getaucht. Damit hatte sein Alptraum begonnen.

Herold war in ein Monster verwandelt worden und erfüllte als solches seinen Plan in dem riesigen, unüberschaubaren Traumspiel der Dämonenfürsten, das in seinem Symbolgesicht beachtliche Erkenntnisse aufwies.

War es das Spiel Molochos' mit den guten und bösen Seiten der menschlichen Seele? Probte er hier den Aufstand? Lernte er aus dem Verhalten der menschlichen Seele ihre Beherrschung?

Hier gab es keine Gesetzmäßigkeiten. Auf der einen Seite raubte Molochos die wahre Identität seiner Opfer – auf der anderen Seite ließ er sie geistig und seelisch und zum Teil auch körperlich unverändert. Je nachdem wie es in Molochos' unheimlichen Spielplan paßte, schuf er die Situationen.

Vorsichtig umkreiste Chas Morgan das unförmige fleischige Gebilde mit Dr. Herolds Gesichtszügen.

»Wer bist du?« fragte er leise, dem pulsierenden Berg keinen Schritt näherkommend.

»Ich bin Dr. Henry Herold«, klang es dumpf und hallend durch die feuchte Felsenhöhle. »Ich bin Molochos' Bannfluch zum Opfer gefallen, weil ich es gewagt habe, den Schlüssel zum Reich der Grauen Riesen anzuwenden.«

Chas Morgans Augen verengten sich, und zwischen seinen Brauen entstand eine steile Falte.

Er wußte sofort, was Herold damit sagen wollte, aber als Morgan hatte er keine Ahnung davon.

»Gehörst du zur Besatzung der Good Will? Was ist mit euch geschehen?«

»Ich weiß nicht, wovon du sprichst. Was ist das: die ›Good Will‹? Warum sprichst du in der Mehrzahl? Ich bin allein hier. Und wer eigentlich bist du?«

»Ich bin Chas Morgan, Inspektor im Dienst der Vereinten Nationen der Erde, unterwegs mit dem Patrouillenschiff ›Nummer Neun‹.«

Die etwas auseinandergezogenen, flachen Lippen in dem Fleischberg veränderten ihre Lage und Form kaum, als sie sich bewegten. »Ich kann mir nichts unter alledem vorstellen… aber selbst wenn ich wollte, hätte das alles auch gar keinen Zweck. Es würde meine Situation in keiner Weise verändern. Ich bin ein Mensch wie du, kein Monster. Aber Molochos hat mich zu diesem Ungetüm werden lassen ohne meine menschlichen Empfindungen, mein menschliches Denken in irgendeiner Weise einzuschränken.

Ich bin ein Gefangener dieses Körpers, weil ich es wagte, einen zu großen Einblick in Bereiche zu nehmen, die Menschen normalerweise verschlossen sind. Wenn du den Weg kennst, wie ich hier wieder wegkommen kann, dann nenne ihn mir. Ich möchte wieder Mensch sein… Mensch sein…« Die Stimme Dr. Herolds klang kläglich.

»Ich möchte dir helfen. Aber ich kann es nicht. Ich bin Gefangener dieses Gefängnisses wie du.«

Morgan alias Björn erschrak. Zu spät erkannte er, was er da gesagt hatte. Und statt des Begriffes ›Gefängnis‹ wäre ihm sogar beinahe das Wort ›Traumgefängnis‹ herausgerutscht, wie Asymeda es bezeichnet hatte.

»Für euch alle muß das Raumschiff zu einem Kerker geworden sein«, fügte er schnell, aber ohne besondere Hast hinzu, um jedes Mißtrauen des in der Welt des Blutsiegels allgegenwärtigen Molochos' auf diese Weise zu zerstreuen und weiterhin den ahnungslosen Inspektor zu spielen. »Ihr seid an eines der großen Rätsel des Kosmos gestoßen – und Molochos, den du erwähnt hast – wer ist das?«

»Der Herr der Dämonen. In ferner Zeit begann er auf der Erde, die Welt der Finsternis anzurufen und die Mächte der Magie und der Teufelei zu beschwören. Er hörte auf Mensch zu sein – und wurde zu Molochos, dem Herrn der Verfluchten und Dämonen. Wieso weißt du

nichts von ihm?« klang es dumpf und hohl aus der etwa zehn Meter hohen Fleischkugel, die von Adern und Nervenbahnen durchzogen war, die weich und schwammig wirkte. »Hast du nie etwas von ihm gehört?«

»Nein.«

»Aber wenn du sein Gefangener bist, mußt du doch wissen, was geschehen ist?«

»Wir sind hierher gekommen, um ein Geheimnis zu klären. Vor rund hundertfünfzig Jahren verschwand ein Schiff in diesem Bezirk des Weltalls und wurde nie wieder gefunden.«

»Wovon redest du bloß?« fragte das Gesicht von Dr. Henry Herold verzweifelt. »In welcher Zeit befinde ich mich denn hier? Du redest, als befänden wir uns in der Zukunft?«

Ja, wir sind in der Zukunft, dachte Morgan alias Björn Hellmark. Für mich als Hellmark ist es die Zukunft – für mich als Morgan aber ist es die Gegenwart. Und ich bin Morgan. Vorsicht! Nur nicht falsch reagieren.

»Nein, wir sind nicht in der Zukunft. Dies ist das Jahr 2318. Ein ganz normaler Tag des Jahres 2318!«

Herolds Augen weiteten sich. Ein ängstlicher, panischer Blick.

»Du lügst! Das ist die Hölle! Das ist Molochos' Strafe für all die, die seinen Spuren folgen«, gurgelte es aus der pulsierenden Fleischkugel. »Du mußt mich quälen. Du widersprichst mir. Das Jahr 2318?! Das ist doch die Zukunft.«

»Dann kommst du aus einer anderen Zeit?«

»Ja!«

»Unmöglich!« stieß Morgan hervor. Er vollbrachte in diesen Sekunden eine schauspielerische Leistung, die er selbst nicht für möglich gehalten hätte. Er mußte Chas Morgans Gedankenwelt, sein Fühlen und sein Wissen in den Vordergrund schieben, obwohl er als Hellmark genau wußte, daß das nicht die Zukunft war, daß sie sich beide nach wie vor in seiner Eigenzeit befanden, in der Welt des Blutsiegels, an einem fernen, verfluchten Ort, wo der Geist des Blutsiegels uneingeschränkt einwirken konnte und chaotische Zustände schuf. »Du kommst aus der Vergangenheit?«

»Es ist für mich – die Gegenwart, meine Gegenwart… der Verfluchte!« ächzte er. »Er hat nicht nur meinen Körper verunstaltet – er will auch meinen Geist noch zerstören. Er hat das Hirn eines Dämons, er kann nicht wie ein Mensch denken, und so muß meine Hoffnung auf Rettung und Hilfe ein für allemal ausgelöscht sein. Er weiß es, der verfluchte Molochos, aber er hält das Flämmchen der Hoffnung am Brennen, um meine Qualen zu vervollständigen. Er hat mich in die Zukunft verbannt – in deine Gegenwart, Chas Morgan! Aber das ist kein Raumschiff – das ist doch kein Raumschiff! Diese

feuchte, warme Höhle, in der ich vereinsamt festgehalten werde, in der ich ohne Speise und Trank dahinvegetiere – sie ist das Vorzimmer zur Hölle. Manchmal höre ich sie wimmern und jammern – die Geister der Verfluchten, die unsichtbar die trübe Luft erfüllen, die in den schattigen Ecken und Winkeln hocken und deren böse, lebensfeindliche Sinne ich spüre. Wie Gewürm kriecht es überall hervor, der Boden ist bedeckt wie von weißen Maden. Ich befinde mich mitten unter ihnen, und sie kriechen in mich hinein. Und wenn sie mich vollständig erfüllen, dann werde ich denken wie all die anderen Verlorenen, die diesen Ort passierten, dann wird auch mein Geist verformt und bizarr sein…«

Seine Stimme ging über in ein Wimmern, nahm einen schrillen Klang an – und dann geschah etwas Entsetzliches.

Der Fleischball blähte sich auf. Auf der feuchten, glitschigen Oberfläche spiegelten sich Szenen, die Morgan alias Björn Hellmark sofort wieder erkannte.

Es waren Szenen, die in dem dunkelroten Blutsiegel auf der Welt der Grauen Riesen eingestanzt waren.

Menschen und Ungeheuer, Dämonen und Fabelwesen und höllische Geschöpfe tummelten in geheimnisvollen Welten.

Feuerfontänen brachen aus düsteren Schächten und Stollen, Menschenleiber verschwanden darin wie im Schlund der Hölle.

Nackte junge Frauen flohen in heller Panik vor finsteren, behaarten Geschöpfen, die Klauenhände hatten oder denen gebogene Ziegenhörner aus den Köpfen wuchsen.

Ein fürchterlicher Gestank drang aus dem schleimigen Berg, der im nächsten Moment den zweifachen Umfang annahm.

Es ging zu wie in einem Traum, wo die unmöglichsten Dinge mit einem Mal mit der Wirklichkeit verschmolzen und sich nicht mehr voneinander unterscheiden ließen.

Tausend Stimmen gleichzeitig brachen los. Ein Wimmern und Ächzen wurde zu einem brausenden Orkan.

Das glitschige, formlose Etwas, das die ins Vielfache vergrößerten Gesichtszüge Dr. Henry Herolds trug, fiel auseinander wie eine Flutwelle, die gischtig auf ihn zukam.

Chas Morgan warf sich herum und jagte den Weg zurück, den er gekommen war.

Doch – was für ein Entsetzen!

Die schäumende Welle überragte ihn um ein Vielfaches, stand bedrohlich wie die Schwingen eines bizarren Vogels über ihm, und das schlimmste dabei war, daß er außerstande war, auch nur einen Fuß vor den anderen zu setzen.

Jetzt wurde sein Leben zum Alptraum.

Er konnte sich nicht mehr bewegen! Er war an einer Stelle

angenagelt, glaubte wie von Sinnen zu rennen – und kam doch keinen Zentimeter vom Fleck!

In seinen Ohren rauschte es, der kalte Schweiß brach ihm aus, und in dieser Sekunde, wo er Todesangst von ungeheuerem Maß verspürte, war er überzeugt davon, daß alles nur ein Traum war, daß er seine Abenteuer mit den Grauen Riesen, mit dem Blutsiegel des Molochos und sein Dasein als Chas Morgan im Jahre 2318 nur träumte.

Davonlaufen und nicht vom Fleck kommen – das war doch eine typische Traumhaltung.

Und jetzt, wo alles dem Ende zuging, wo die Aussichtslosigkeit ganz klar erkennbar war – da hätte er eigentlich aufwachen müssen.

Aber das geschah nicht!

Das Grauen ging weiter!

Die schaumflockende Welle, die brausend und brodelnd aus dem glitschigen Fleischberg stieg, brach auf ihn herab.

Er wurde mitgerissen wie ein Stück Treibholz auf einem aufgewühlten Ozean.

Die Luft blieb ihm weg, ein ungeheurer Druck wurde auf seinen Leib ausgeübt, wurde unerträglich, daß er meinte, die Lungen würden platzen.

Niemand begriff hier, was geschah. Sie waren alle nur Statisten. Molochos war der große Regisseur dieses unheimlichen Spiels. Und nur er schien zu wissen, wohin die Handlung trieb.

Chas Morgan alias Björn Hellmark riß den Mund weit auf wie ein Fisch, der aufs Trockene geraten war.

Die vielen Schichten des Blutsiegels, fieberte es in seinem aufgewühlten Bewußtsein. Ich werde in eine weitere, tiefere Schicht gerissen und kann mich nicht dagegen wehen.

Brüllen, Brausen, Rauschen… Dunkelheit, das Gefühl, mit unfaßbarer Geschwindigkeit in einen tiefschwarzen Stollen gesogen zu werden.

Er atmete nicht, er konnte nicht mehr denken, und es kam ihm so vor, als würde nicht mal mehr sein Herz schlagen.

Chas Morgan war nur noch ein Spielball in einer fremden Hand. Er wurde manipuliert, er konnte keine eigenen Entscheidungen mehr treffen, nicht die Wege gehen, die er für richtig gehalten hätte. Es wurde ihm alles abgenommen.

Es kam ihm vor, eine Ewigkeit unterwegs zu sein. Seine Aufnahmefähigkeit blieb erhalten, und er verlor nicht das Bewußtsein.

Wie von harter Hand zu Boden geschleudert, landete er schließlich atemlos in einer stockfinsteren Ecke.

Er prallte ab von der schwammigen Wand, gegen die er flog.

Dann lichtete sich langsam die Dunkelheit…

*

Sheriff Caine kam mit seinem Deputy.

In der bedrückten, ernsten Atmosphäre wurden die seltsamen Ereignisse zur Sprache gebracht. Es war erstaunlich, mit welcher Ruhe und Überlegenheit sich gerade Peggy Shaw an den Gesprächen beteilte.

Die Leichenteile waren von Caine und seinem Deputy inzwischen an den verschiedenen Orten, wo man sie fand, sicher gestellt worden. Ein Zinksarg war angefordert. Man wartete auf seine Ankunft.

Den fehlenden rechten Arm fand man am Wegrand entlang der Bahnlinie. Rund dreihundert Meter von der Stelle entfernt, wo der Kopf vor die Räder des Fahrzeugs der beiden Parapsychologen gerollt war.

Astritt und Frank erinnerten sich an den dumpfen Schlag gegen einen der hinteren Kotflügel. Es schien, als wäre der Arm sowohl wie der später vom Bahndamm rollende Kopf von unsichtbarer Hand aus einem unsichtbaren Reich hierher in diese Welt geschleudert worden.

Sheriff Caine kannte Garry Shaw, der vor fünf Jahren an Herzversagen verstarb, persönlich. Für ihn gab es keinen Zweifel, daß es sich um den Farmer handelte.

»Obwohl es eigentlich unmöglich ist«, murmelte er, nervös eine Zigarette nach der anderen rauchend. »Aber er ist's, zum Teufel nochmal… er sieht genauso aus wie vor fünf Jahren. Aber es kann nicht sein… es kann doch nicht sein…«

Peggy Shaw ließ sich den Kopf des Toten zeigen.

Sie war ruhig und gefaßt. Zu ruhig, nach Dr. Burgers Meinung, dem die plötzliche Wende der Dinge überhaupt nicht gefiel.

Etwas Gespenstisches ging hier vor, und niemand fand die geringste Erklärung dafür. Frank Holesh und Astritt Reven steckten manchmal die Köpfe zusammen und flüsterten sich etwas zu. Manchmal auch warfen sie sich nur einen stummen Blick zu. Das Paar von der Privaten Parapsychologischen Forschungsgesellschaft schien seine eigenen Gedanken über die Vorgänge hier zu haben.

Stumm stand Peggy Shaw vor dem entblößten Gesicht. Sie identifizierte ihren Mann auf Anhieb.

»Wir haben ihn beerdigt. Auf dem Grund und Boden seiner Väter«, bemerkte sie mit dumpf klingender Stimme. »Aber er ist zurückgekommen. Er muß ein furchtbares Schicksal erlitten haben.«

Die Welt stand kopf. Die Gesetze stimmten nicht mehr.

Peggy Shaw, die seit dem plötzlichen Tod ihres Mannes die Geschicke der Shaw-Farm leitete, bewies, daß sie einiges vertragen konnte.

»Vielleicht leiden wir alle unter Halluzinationen, vielleicht ist das,

was ich seit einiger Zeit durchmache wie eine Krankheit, die ansteckt. Oder die Shaw-Farm steht unter einem unheimlichen Fluch, Sheriff.«

Niemand wußte eigentlich so recht, was er sagen sollte. Lähmende Bedrückung hemmte sie.

Was hier geschehen war, konnte nicht sein, und doch konnten sechs Menschen die Ereignisse und die Bilder bestätigen.

War Garry Shaw seinerzeit gar nicht beerdigt worden?

Caine, untersetzt, behäbig, aber keineswegs antriebslos, richtete eine diesbezügliche Frage an den Doktor.

Burger hatte seinerzeit die Untersuchung vorgenommen und den Totenschein ausgestellt.

»Er war tot, Sheriff«, murmelte Doc Burger. »Ich kann Ihnen nichts anderes sagen.«

»Dann müßte der Mann, den wir zerstückelt gefunden haben, ein Doppelgänger Garry Shaws sein. Das wäre die einzige Erklärung.«

»Und warum wurde er ausgerechnet hier in der Nähe der Farm zerstückelt, Sheriff?« meldete sich Peggy Shaw. Ihr Gesicht wirkte wie eine versteinerte Maske.

Caine zuckte die Achseln. »Den Grund kenne ich nicht. Es gibt möglicherweise deren viele. Alles, was dem Fund vorausgegangen ist, wird nun sehr wichtig für die Aufklärung.«

»Vorausgegangen sind meine Träume, Sheriff, wie Sie wissen.«

Caine nickte. »Vielleicht waren es gar keine Träume.«

Da zuckten Peggy Shaws Wangenmuskeln. »Dann kam seit einiger Zeit Nacht für Nacht ein Fremder in mein Schlafzimmer, der Garrys Aussehen hatte und der mir ein grausiges Spiel vorgaukelte, wie?« Ihre Stimme nahm eine gewisse Schärfe an. »Nun, vielleicht stimmt das auch. In dieser Welt ist ja nichts unmöglich. Dann wollte man das Spiel so weit treiben, bis ich den Verstand verlor und die Shaw-Farm aufgab. Wer könnte Interesse daran haben, mich hier zu vertreiben, Sheriff?«

Ein Achselzucken. »Wir werden auch diesen Punkt nachprüfen, Mrs. Shaw.«

»Es gibt vielleicht noch einen anderen. Vielleicht gibt es auf der Shaw-Farm einen Schatz, hm?« Sie riß die Augen auf und blickte jeden lange und groß an. Jetzt sah sie fast so aus, als würde sie wirklich den Verstand verlieren. »Das alles ist es nicht, Sheriff. Es gibt ein anderes Geheimnis. Es ist die Tat der Vorväter, die uns Lebende nicht zur Ruhe kommen läßt. Als Garry noch lebte, konnte er es unter Kontrolle halten – er starb, und das Unheil begann wie ein schleichendes, mörderisches Gift seine zersetzende Arbeit.«

»Was meinen sie unter ›es‹, Mrs. Shaw?«

»Die bösen Gedanken, die wie Gewürm hier in den alten, brüchigen Mauern und Fundamenten hocken. Der Boden darunter, der

nicht nur von menschlichen Füßen betreten wurde, sondern auch von denen des Leibhaftigen und seiner dienstbaren Geister…«

Frank Holesh und Astritt Reven blickten sich nur an.

»Da gibt's nichts zu lachen. Es ist mein voller Ernst«, fuhr Peggy Shaw rauh und ungerührt fort. Sie schien sehr genau zu ahnen, was in den Köpfen vorging. »Die Zeit der Masken ist vorbei. Jetzt heißt es, der Wahrheit ins Gesicht zu blicken. Vielleicht war mein Leben an der Seite Garry Shaws nur ein Schattendasein, da Garry – nur ein Schatten war? Er hat sein Glück anderswo gesucht – es aber nicht gefunden. Er ist seinem unsichtbaren Henker in die Arme gelaufen – und hier, wo er geboren wurde und sein Leben verbrachte, kehrt er als Ermordeter zurück…«

Verwirrender konnte es nicht sein. So dachten Sheriff Caine und der Doc.

Astritt Reven und ihr Begleiter allerdings reagierten da anders. Peggy Shaw schien mehr zu wissen, als sie bisher zugegeben hatte.

»Haben wir damals Garry wirklich begraben – oder nur seinen Geist?« fragte sie, noch ehe irgendjemand sonst eine Bemerkung fallen ließ. »Ich will es genau wissen. Ich lasse das Grab öffnen…«

*

»Dazu kann ich Ihnen beim derzeitigen Stand der Dinge nicht die Erlaubnis geben«, widersprach Caine sofort.

»Welchen Stand müssen die Dinge denn haben, ehe Sie reagieren, Sheriff?« fragte Peggy Shaw hart. »Garry Shaw wurde hier auf der Farm beigesetzt, wie das seit Generationen der Fall ist. Wir haben unseren eigenen Friedhof. Hier bin ich die Herrin, hier bestimme ich.«

»Aber das Gesetz…«

»Ihr Gesetz interessiert mich einen Dreck, Sheriff!« Ihre rauhe Reaktion führte jeder auf ihre große Erregung zurück, unter der sie stand. »Ich werde das Grab öffnen lassen. Jetzt! Und das hilft auch Ihnen. Dann werden wir nämlich beide sehr schnell wissen, wer der echte Garry Shaw ist – oder ob es seit dem Tod meines Mannes vor fünf Jahren dann einen zweiten, mir unbekannten Garry Shaw gab, der mich seit geraumer Zeit Nacht für Nacht aufsucht…«

*

Sie war durch nichts von ihrem Plan abzubringen. Sie beauftragte zwei Farmarbeiter, das Grab aufzuschaufeln. Unter dem Licht einer starken Lampe wurde die Arbeit erledigt.

Doc Burger, Sheriff Caine und sein schweigsamer, kaugummikauender Deputy, Astritt Reven, Frank Holesh und Peggy

Shaw waren anwesend und beobachteten die Arbeit.

Die Farmersfrau starrte mit glühenden Augen auf den Grabstein, auf dem der Name ihres verstorbenen Gatten, dessen Geburts- und Sterbedatum stand.

Das dumpfe Poltern der Erde auf den feuchten Boden, das Schaben der Spaten und Schaufeln, wenn sie in den Boden eingestochen wurden, waren die einzigen Geräusche.

Der kleine Familienfriedhof der Shaws lag weniger als fünfzig Schritte vom Hauptgebäude der Farm entfernt. Ein niedriger, primitiver Holzzaun begrenzte den stillen Ort.

Die Ruhe wurde unterbrochen, als in der Ferne Motorengeräusch auftauchte.

Der angeforderte Leichenwagen mit dem Zinksarg traf ein.

Caine und sein Deputy verließen den kleinen Familienfriedhof, um sich um das Notwendige zu kümmern.

Das Loch in der Erde wurde rasch größer. Die beiden Farmarbeiter gruben unaufhörlich. Dann schimmerte unter dem Licht des starken Scheinwerfers, der an einem schwarzen Verlängerungskabel und einem primitiven Holzgestell hing, die Oberfläche des angefaulten Eichensarges.

Astritt Reven und Frank Holesh hielten den Atem an.

Sie beobachteten die ihnen gegenüberstehende Peggy Shaw, die wie versteinert stand.

Der Sarg lag ein wenig schräg auf die Seite gerutscht in dem Erdloch.

»Löst den Deckel!« forderte Peggy Shaw ihre Leute mit monoton klingender Stimme auf.

Sheriff Caine und sein Deputy kamen vom Hof her auf den gespenstisch beleuchteten Friedhof.

Mit drei harten Schlägen wurde der Deckel gelockert und dann einfach auf die Seite geworfen.

Sie sahen es alle: der Sarg war leer!

*

Es gab Zeugen: die Beerdigung hatte stattgefunden. Selbst Doc Burger hatte daran teilgenommen, Freunde und Verwandte aus den nahen Ortschaften, die Farmer aus der Umgebung.

Garry Shaw hatte vor fünf Jahren in seinem Sarg gelegen.

Aber das, was jetzt noch von ihm übrig sein mußte – fehlte, geradeso, als hätte nie jemand im Sarg gelegen.

Die Rätsel waren nicht kleiner, eher größer geworden.

Die allgemeine Diskussion aber erbrachte nichts.

»Er hat einen Namen genannt«, sagte Frank Holesh später, als sie

im Farmhaus zurück waren und Peggy Shaw noch immer erstaunlich gefaßt jedem einen Whisky einschenkte, den jeder in der bestehenden Situation gut gebrauchen konnte. Holesh sprach von dem Toten, der ihnen im wahrsten Sinn des Wortes über den Weg gerollt war. »Der Kopf sagte etwas von einem Joe Maclen. Was wollte der Sterbende damit sagen?«

Niemand wußte es.

Caine und sein Deputy blieben zwei Stunden, dann verabschiedeten sie sich. Auch Doc Burger, der seit vielen Stunden hier im Haus weilte und dem hier für die Nacht ein Zimmer zur Verfügung stehen sollte, wurde angerufen und zu einem dringenden Besuch in eine etwa fünfzehn Meilen entfernte Farm gerufen, wo bei Mrs. Kirby nach einem Sturz von der Treppe die Wehen eingesetzt hatten.

Burger raste los.

Astritt Reven und Frank Holesh hatten Gelegenheit, mit Peggy Shaw einige persönliche Dinge zu erörtern. Die Frau zeigte sich sehr aufgeschlossen.

Auf diese Weise erfuhren sie von dem Kellerraum unter dem Haus, in dem Garry Shaw sich mit okkulten Dingen beschäftigte.

»Kein Mensch weiß etwas davon. Es wäre unmöglich gewesen, dies in der Nachbarschaft publik werden zu lassen. Auch nach seinem Tod verschwieg ich seinen eigenartigen Umgang mit – den Geistern.«

Plötzlich nannte sie Dinge beim Namen.

»Was waren das für Geister, Mrs. Shaw?« erkundigte sich Astritt Reven.

»Geister, die Garry schon als Kind kennenlernte. Sein Vater hatte ihn eingeweiht, und Garry war überzeugt davon, daß er durch besondere Rituale jeden Wunsch von unsichtbaren Mächten erfüllt bekäme.«

»Er hat Schwarze Magie betrieben?«

»Ich weiß das nicht so genau. Ich habe nie begreifen können, was er da tat. Aber ich habe seinen Hang zu diesen merkwürdigen Dingen respektiert. Garry war zeit seines Lebens ein Mensch, der sich grundsätzlich keine Vorschriften machen ließ. Er war kein Dickschädel, falls Sie das meinen sollten. Er war stets ein Mensch, der wußte, was er wollte, und wenn er einmal einen Weg als richtig erkannt hatte, dann schlug er ihn ein und ging ihn bis zur letzten Konsequenz.

Der Gespensterkeller, wie ich ihn stets bezeichnet habe, war sein ganz persönliches Reich und nicht mal unseren Kindern bekannt…«

Die Shaws hatten einen Jungen und ein Mädchen. Beide lebten schon seit etwa drei Jahren nicht mehr auf der Farm. Bob Shaw studierte Rechtswissenschaften, Mary Shaw machte ihr Praktikum in

einem rund zweihundert Meilen entfernten Hospital als Krankenschwester.

»Sie wissen also nicht, was dort unten jemals vor sich ging?«

»Nein. Das heißt: doch ein wenig. Garry erfüllte sich Wünsche.«

»Wie ist das zu verstehen, Mrs. Shaw?« schaltete Astritt sich in das Gespräch ein.

»Garry war zum Beispiel ein Büchernarr. Er hat mir erzählt, daß er jedes Buch herbeischaffen könne, egal, wann immer es auch gedruckt und veröffentlicht wurde. Ich sagte mal zu ihm: es wäre besser, du würdest dafür sorgen, daß die Wasserversorgung für unser Land gesichert ist. Damit hatten wir eine Zeitlang beachtliche Sorgen, müssen Sie wissen. Die Brunnen waren nach einer langen Trockenheitsperiode versiegt. Die Tiere brüllten nachts vor Durst. Wir schafften von weit entfernten Plätzen in Fässern das kostbare Naß herbei. ›Auch das kann ich, bald‹, ließ er mich wissen. ›Sobald ich die Bücher gelesen habe. Leider ist es nicht so, daß die Kenntnisse über bestimmte Dinge einfach vom Vater auf den Sohn übergehen. Es muß das Interesse vorhanden sein und der Mut zum Risiko. Ich schaffe das schon noch, Peg!‹ sagte er zu mir. Und er schaffte es tatsächlich. Noch in der gleichen Nacht füllten sich die Brunnen. Es war wie ein Wunder, denn der Regen, der in dieser Nacht herabkam, reichte nicht mal aus, auch nur einen Eimer zu füllen. Von da an wurde Garry mir unheimlich, aber man kann sich im Leben erstaunlicherweise an alles gewöhnen, und da ich vor meiner Heirat mit ihm schon einiges über seine Familie gehört hatte, gewöhnte ich mich um so leichter daran. Es hieß, daß die männlichen Nachkommen der Shaws Hexer seien. Garry brachte mir Ringe und Diamanten – und von einem bestimmten Tag an war er sogar in der Lage, unser krankes Vieh zu heilen. Wir brauchten den Tierarzt nicht mehr.«

»Das hört sich ja alles sehr interessant an«, sagte Astritt leise.

»Das Risiko, das er auf sich nahm, war weniger interessant. Garry setzte die Hexenarbeit seines Vaters fort. In einem Gespräch teilte mir Garry mit, daß einer der männlichen Shaws mal durch einen rätselhaften Tod ums Leben kommen und die Kette unterbrechen würde. Wer dieser männliche Nachkomme sein könnte, wußte niemand vorher. Nun jedoch ist wohl überhaupt kein Zweifel mehr möglich, daß Garry diese Person war. Wir alle haben erlebt, was…«

Sie seufzte und unterbrach sich unerwartet an dieser Stelle.

»Könnte es sein, Mrs. Shaw, daß von dem geheimen Kellerraum aus jene Einflüsse kommen, welche Sie in der Vergangenheit als nächtliche Halluzinationen erlebten und die schließlich systematisch Ihre Kräfte aufzehrten?«

»Möglich, Mister Holesh. In diesem Haus ist alles möglich. Wo die Geister herrschen, gelten die irdischen Gesetze nicht mehr.«

Holesh nagte an seiner Unterlippe.

»Mrs. Shaw…«

»Ja, bitte?«

»Würden Sie mir einen Gefallen tun?«

»Wenn es möglich ist…«

»Könnten Sie uns den Keller mal zeigen, den Ihr Mann stets heimlich benutzte?«

Er erwartete, daß sie protestierte oder von vornherein nein sagte. Erstaunlicherweise trat das nicht ein.

»Meinen Sie denn, das würde etwas nützen?«

»Ich weiß nicht. Aber die Wahrscheinlichkeit ist groß, daß von dort aus all das ausgelöst wurde, was Sie durchgemacht haben.«

*

Peggy Shaw führte sie nach unten. Die Treppen waren gewunden, alt und staubig. Der Keller wurde seit Garry Shaws Tod nicht mehr betreten.

Frank Holesh und Astritt Reven hatten das Gefühl, als wäre die verhärmte, abgemagerte Farmersfrau über weit mehr unterrichtet, als sie selbst zugab. Es mußte irgendetwas geben, was sie daran hinderte, die Karten vollständig auf den Tisch zu legen. Dennoch war ihr jetziges Verhalten schon ein großer Fortschritt gegenüber dem, das sie bisher an den Tag legte.

Im Keller gab es eine Geheimtür.

Die drei nächtlichen Besucher standen vor einer grob gemauerten Wand, an der Peggy Shaw einen Quader berührte und seitlich wegdrückte. Diese Bewegung bewirkte, daß die schwere Steintür wie auf Rollen wegglitt und eine rechteckige Öffnung freigab.

Muffige Luft schlug ihnen entgegen.

Der Raum vor ihnen war im ersten Moment stockfinster.

Der Lichtschein aus dem Kellerkorridor, in dem sie standen, vertrieb die dunkelsten Schatten, so daß sie die Umrisse des fensterlosen Kellerraums schließlich wahrnehmen konnten.

Die Wände waren einfach getüncht und schmucklos. In dem Raum vor ihnen gab es keine Geräte, kein Gerumpel. Er war vollkommen leer.

»Darf ich eintreten?« fragte Holesh leise.

»Bitte.«

Peggy Shaw überschritt die Schwelle nicht.

An Bemerkenswertem gab es in dem kahlen, vollkommen leeren Kellerraum nur eines: den Fußboden.

Unter dem gleichmäßigen, dichten Staub, der die Fläche wie einen Teppich bedeckte, befand sich ein aus dunkelbraunen Keramikplatten

bestehender Fußboden.

Daran wäre im ersten Augenblick ebenfalls weiter nichts Besonderes gewesen, wenn es die seltsamen Zeichnungen nicht gegeben hätte, die sich darauf befanden.

Unter dem Staub befand sich ein Fußboden, der über und über mit Szenen aus wundersamen Welten, mit bizarren Gestalten und Fabelwesen übersät war.

Durch einen Zufall stieß Frank Holesh darauf, als er ein Streichholz anriß, um etwas mehr Licht zu haben. Dabei entdeckte er die Fußspuren im Staubteppich, die er selbst verursacht hatte und gleichzeitig die tief eingegrabenen Linien und Furchen, die die seltsamen Szenen ergaben.

Da bückte er sich und wischte größere Flächen mit der bloßen Hand frei.

Was für eine Bedeutung hatten die zum Teil ins Unheimliche, zum Teil ins Obszöne gehenden Darstellungen?

Holesh konnte sich keinen Reim darauf machen. Nur soviel war ihm klar, daß sie irgend etwas mit Garry Shaws seltsamen Hang zu okkulten Dingen zu tun haben mußten.

Garry Shaw hatte wie sein Vater und offenbar sein Großvater schon Kontakte zur Geisterwelt. Hier unten in diesem Raum gab es etwas, was einen sofort körperlich anfiel: Unbehagen.

»Ihr Mann hat hier unten viel gelesen, sagten Sie vorhin mal, Mrs. Shaw?« fragte er unvermittelt, die unangenehme Stille unterbrechend.

»Ja.«

»Haben Sie die Bücher weggebracht?«

»Ich sagte, daß ich diesen Keller nie betreten habe. Aber daß die Bücher nicht mehr hier unten sind – wundert mich überhaupt nicht.«

»Wieso wundert Sie das nicht?«

»Wenn etwas mit Garry passieren würde – würden automatisch die Schriften verschwinden, mit denen er sich befaßt hatte. Sie wären dann nicht mehr notwendig. Erinnern Sie sich daran, daß er ein Shaw war, einer jener Shaws, die sich mit der Hexerei befaßten! Ein männliches Glied der Familie sollte durch seinen Tod büßen für all das, was an Geschenken aus einem finsteren Reich herübergeschafft worden war. Heute weiß ich, daß Garry dieser Mann war, das Opfer, der Lohn…«

»Was hat Ihr Gatte hier unten im einzelnen getan? Ich werde das Gefühl nicht los, daß es für uns sehr wichtig ist, dies zu erfahren. Hat er Gebete gesprochen? Können Sie sich möglicherweise an bestimmte Passagen erinnern? Wissen Sie etwas über die Titel der Bücher, die er hier studierte? Wer hat den Fußboden hier unten verlegt, wer die Bilder und Szenen eingeritzt?«

»Das alles kann ich Ihnen nicht beantworten, so seltsam sich das

auch anhören mag, Mister Holesh. Nur eines ist gewiß: Garry hat hier manche Nacht verbracht. Und er hat nichts anderes getan – als geschlafen.«

Holesh glaubte, sich verhört zu haben. »Aber es steht kein Bett hier im Raum! Wo ist es hingekommen, wenn außer Ihrem Mann niemals jemand…?«

»Es hat nie ein Bett gegeben«, fiel Peggy Shaw ihm ins Wort. »Er schlief – auf dem Fußboden…«

Frank Holeshs Gedanken jagten sich. Dieses Haus steckte voller Merkwürdigkeiten und Geheimnisse. Menschen gingen zugrunde, weil eine unsichtbare Macht Forderungen stellte. Der rätselhafte Tod Garry Shaws, seine Wiederkehr, sein Verschwinden aus dem Sarg, die gespenstischen Träume seiner Frau in dem Schlafzimmer über diesem verborgenen Kellerraum und die Entdeckung der widerwärtigen Szenen auf dem braunroten Fußboden, die Garry Shaw mit eigener Hand eingeritzt zu haben schien.

Der Schlaf – der Tod – die Wünsche – hing das alles irgendwie zusammen?

»Ich habe eine Bitte an Sie, Mrs. Shaw: Würden Sie mir erlauben, diese Nacht hier in diesem Raum zu verbringen, so wie Ihr Gatte das manchmal tat?«

Der Vorschlag kam ganz plötzlich auch für Astritt Reven unerwartet. Sie sah ihren Kollegen mit großen Augen an.

»Ich weiß nicht… was versprechen Sie sich davon?«

»Ich habe keine bestimmte Vorstellung. Nur einen Verdacht.«

»Nennen Sie ihn mir!«

»Alles Böse, was geschah, ging von diesem Keller aus. Gedanken und Gefühle, die hier gedacht und gespürt wurden, gehen möglicherweise auf eine Macht zurück, die noch immer existent ist. War diese Macht wirklich nur auf die Shaws konzentriert – oder können sich mit oder gegen ihren Willen auch andere, fremde Personen mit ihr in Verbindung setzen, wenn sie hier in diesem Raum schlafen? Mir scheint, daß es in der Tat der Fall ist, daß die Kräfte expandieren. Sie wirkten sich nicht nur auf die Nachkommen der direkten Linie aus – sie griffen inzwischen auch auf Sie über, Mrs. Shaw. Ihr Zustand geht auf die gespenstischen Träume zurück, die hier geträumt wurden und die im Leben Ihres Mannes eine offenbar wichtige Rolle spielen.«

»Sie wollen hier schlafen? Es ist Ihr voller Ernst?«

»Ja.«

»Gut. Ich hindere Sie nicht daran. Der Raum steht zu Ihrer Verfügung, prüfen und beobachten Sie, was Sie für richtig halten. Ich habe nichts mehr zu verlieren. Ich habe mit meinem Leben abgeschlossen, ich bin eine todkranke Frau. Was immer Sie hier unten

tun wollen und für richtig halten, tun Sie es! Tun Sie es auf eigene Gefahr und Verantwortung! Aber machen Sie mir bitte keine Vorwürfe, wenn etwas geschieht, was Gefahr für Leib und Leben bedeutet…«

Er nickte nur, bedankte sich dann für das Entgegenkommen und bereitete gemeinsam mit Astritt Reven alles für seinen nächtlichen Aufenthalt in dem kahlen Kellerraum vor.

Viel Vorbereitungen gab es nicht zu treffen.

Holesh wollte auf keinen Fall irgendwelche technischen Geräte mit in den Raum nehmen. Wie Garry Shaw wollte er die nächsten Stunden hier verbringen und abwarten, was geschah.

Er ließ sich den Mechanismus zeigen, der die Tür von innen öffnete, um bei einer eventuellen Gefahr das Weite suchen zu können. Gemeinsam mit Astritt kehrte er den total verstaubten Raum und wusch den braunroten Plattenboden, daß die Keramikplatten matt spiegelten.

Mehrere Kerzen waren aufgestellt worden, damit das Paar besser sehen konnte. Die unheimlichen Zeichnungen bedeckten den ganzen Fußboden. Bärtige Gestalten, Wesen mit drei Beinen, mit Tentakelarmen, Teufel und Dämonen tummelten sich in geisterhafter Kulisse.

Hätte Frank Holesh jemals etwas über das Blutsiegel des Molochos gehört – sofort hätte er die Szenen und Gestalten wieder erkannt.

Hier auf dem braunroten Kellerboden schien Garry Shaw eine Kopie des Siegels versucht zu haben.

*

Sie kamen überein, daß Astritt Reven vor dem seltsamen Kellerraum eine Art Wachtposten darstellen sollte.

Hier außerhalb baute sie verschiedene Geräte auf. Infrarot-Kameras und hochempfindliche Mikrofone wurden installiert.

Alles weitere mußte man abwarten.

Frank Holesh fühlte sich nicht ganz wohl in seiner Haut, als er die steinerne Tür zudrückte und er in absoluter Finsternis allein war.

Er hockte sich auf den Boden, lehnte sich gegen die Wand und harrte der Dinge, die da kommen sollten.

Er wartete auf etwas, ohne zu wissen, worauf.

Würde überhaupt etwas geschehen?

Seine Gedanken waren hellwach, sein Hirn kam nicht zur Ruhe – da registrierte er die bleierne Schwere, die sich langsam wie ein Gift in seinem Körper ausbreitete, die emporstieg aus dem Boden, durch seine Poren kroch und mehr und mehr von ihm Besitz ergriff.

Jetzt wurden, seine Beine taub, seine Lenden… im nächsten

Moment stieg die Schwere seinen Rumpf empor und erfaßte den Brustbereich, Hals, Nacken… Kopf…

Er lauschte in sich hinein und merkte, daß er hier etwas erlebte, was er nicht von sich kannte und wollte schreien – aber seine Lippen und seine Zunge waren wie gelähmt. Er brachte keinen Ton heraus.

*

Die junge Frau bewegte sich in der Dunkelheit.

Wo befand sie sich? Wie kam sie hierher?

War sie kurze Zeit oder eine lange Zeit ohnmächtig gewesen? Ihr war jegliches Gefühl dafür verlorengegangen.

In der Dunkelheit neben ihr bewegte sich etwas.

»Janita? Janita?« fragte eine dunkle, vertraute Stimme.

»Hay!« stieß sie hervor. Ihr Herz schlug heftig.

Man hatte sie gemeinsam in dieses dunkle Loch geschleppt.

Ihre Augen hatten sich soweit an die Dunkelheit gewöhnt, daß sie nun schemenhafte Umrisse erkennen konnte.

Sie war froh, nicht allein zu sein, und fiel ihrem Begleiter um den Hals.

»Was waren das für Menschen?« flüsterte sie erregt. »Und – warum haben sie uns gefangen genommen?«

»Ich weiß es nicht, Janita. Ich blicke hier nicht mehr durch. Bei den Ameisen ging es uns gut. Man hat uns in Ruhe gelassen. Man hat uns am Leben gelassen, wir sind dahinvegetiert wie die Pflanzen. Irgendwann, das spürte ich ganz deutlich, wollten sie etwas von uns. Dann flohen wir. Wir haben die fremden Krieger gesehen – und ich bin der Ansicht, daß die dunkel gekleideten Gestalten, die wie ein Heer von Ameisen aus ihren Verstecken kamen, mit diesen Kriegern identisch waren, die die Ameisenstadt angriffen.«

»Aber hier, in ihrer Stadt, scheinen sie die Riesenameisen zu verehren«, spielte sie auf die Kolossalstatue an, die sie auf dem freien Platz angetroffen hatte, und die so groß war, daß der obere Teil der auf zwei Hinterbeinen stehenden Statue im Gewölk verschwand. »Dieser Widerspruch, Hay – wie erklärst du dir diesen Widerspruch?«

»Ich begreife überhaupt nichts mehr. Die Ameisen reagieren wie die Menschen und halten uns gefangen, und die Menschen leben hier in einem Wolkenkratzer in Ameisenform und überfallen uns wie die Ameisen. Das Ganze ergibt doch keinen Sinn!«

Er löste sich aus Janitas Umarmung und richtete sich von der Wand auf, gegen die er lehnte.

Janita sah, daß er das Gesicht ein wenig verzerrte.

»Was ist los? Geht es dir nicht gut? Bist du verletzt?« fragte sie erschreckt.

»Ein paar blaue Flecken habe ich davongetragen. Mehr nicht. Es hätte schlimmer ausgehen können. Wollen wir doch mal sehen, wohin man uns jetzt gebracht hat.«

Hay verlor seine gute Laune nicht. An der Seite der jungen Biologin versuchte er Art und Größe ihres Gefängnisses festzustellen.

Es war kein richtiges, abgeschlossenes Gefängnis, in das man sie gesteckt hatte.

Die Kammer hatte Tropfenform und verjüngte sich nach der einen Seite hin. Und hier mündete sie in einen Stollen!

»Kommt mir irgendwie bekannt vor«, knurrte Hay. »Scheint, daß man uns wieder dahin zurückgebracht hat, woher wir kamen…«

»Die Gänge sind anders. Es ist keine Erde, Hay. Schwarzes, hartes Gestein umgibt uns und…« Sie brach abrupt ab. Ein erstickter Aufschrei brach aus ihrer Kehle.

Vor ihnen im Stollen hing ein menschliches Skelett inmitten eines riesigen Spinnennetzes.

*

Sie waren unbewaffnet, nur mit bloßen Händen konnten sie sich zur Wehr setzen – falls dies überhaupt noch einen Sinn ergab.

Hier in dieser Zelle hatte es schon Gefangene vor ihnen gegeben. Und der bleiche Knochenmann über ihnen im Spinngewebe schien von einem in der Dunkelheit lauernden Feind überfallen und anschließend verspeist worden zu sein.

Wo es Riesenameisen gab – konnte es schließlich auch Riesenspinnen geben. Hockte ein solches Ungetüm irgendwo in der Finsternis und wartete nur darauf, seine klebrigen Fäden nach ihnen werfen zu können?

Sie lauschten, hörten kein Geräusch und gingen geduckt und zitternd weiter.

Hatte Flucht überhaupt noch einen Sinn? Mußte nicht jede Aktion gezwungenermaßen in einer Sackgasse enden?

Sie handelten mechanisch, um ihre Umgebung trotz allem kennenzulernen.

Das Spinnennetz hing sehr weit oben. Sie kamen gar nicht damit in Berührung.

Ängstlich nach oben blickend passierten beide die gespenstische Stelle. Der Stollen verbreiterte sich wieder.

Janita und Hay rechneten damit, daß sie irgendeinen Fang- oder Signalfäden berührt hätten und blickten ständig mißtrauisch und ängstlich hinter sich. Aber nichts rührte sich.

Der Stollen mündete in eine dämmrige Kammer, die ebenfalls Tropfenform hatte. Sie war nur um vieles größer und zahlreiche Ecken

und Winkel unterbrachen die glatten Wände, die steil nach oben führten, als befänden sie sich in diesem Moment inmitten einer hohlen Säule.

Janita lief es eiskalt über den Rücken, als sie daran denken mußte, daß dies möglicherweise ein Abschnitt im Innern eines der steinernen Ameisenbeine war.

Ein wahres Labyrinth von Gängen und Stufen führte in eine unbekannte Dunkelheit, führte in tiefer gelegene Räumlichkeiten oder in die Höhe, die sie mit ihren Blicken nicht ausloten konnten.

Janita und Hay kamen sich klein und verloren vor in dieser gewaltigen Halle, und sie wußten nicht, wohin sie sich wenden sollten, soviele Möglichkeiten gab es.

»Szaia wollte euch nicht haben. Das beweist: ihr seid nicht die, die wir ursprünglich in euch vermuteten!«

Die Stimme kam aus dem Nichts, von oben aus dem Dunkeln, und die beiden Menschen rissen atemlos die Köpfe empor.

Es kam ihnen so vor, als befände sich in der schummrigen Luft an der Wand direkt vor ihnen eine Art Galerie, auf der sich winzig klein eine schattenhafte Person bewegte, die sich kaum von der schwarzen Felswand dahinter abhob.

Hay und Janita blieben dicht beisammen und faßten einander an den Händen, als wollten sie sich nie wieder loslassen.

»Wer bist du?« fragte Hay mit rauher Stimme. »Warum zeigst du dich nicht? Wer oder was ist Szaia? Was habt ihr mit uns vor?«

»Viele Fragen, auf die es viele mögliche Antworten gibt«, machte die Stimme sich wieder bemerkbar. Sie klang ein wenig enttäuscht, nicht unfreundlich, aber streng. »Zum Beispiel Szaia – dreht euch um…«

Sie gehorchten. Ihre Nackenhaare sträubten sich. In dem breiten Stollen, den sie eben noch passierten, bewegte sich eine mächtige behaarte Kugel, die auf langen Beinen daherschritt. Eine Spinne von unvorstellbarem Ausmaß füllte den Schacht, und die großen Augen glänzten wie eingesetzte Spiegel.

»Szaia vernichtet die Feinde… das letzte Opfer hängt noch jetzt in ihrem Netz. Aber selbst von diesem Rest wird bald kaum mehr etwas übrig sein. Szaia frißt alle auf mit Haut und Haaren…« Der Sprecher oben auf der steinernen Galerie bewegte sich und trat ein wenig mehr aus dem Dunkeln. Dort oben stand ein normaler Mensch, der ein grau schimmerndes Hemd trug, das mit einem runden Kragen versehen war.

»Szaia spürt die feindlichen Sinne und hilft uns… Ich bin übrigens Thuu, und meine Aufgabe besteht darin, jede Veränderung zu kontrollieren und weiter zu melden. Ihr müßt eines wissen: diese Welt ist nicht mehr so, wie sie einst war. Für uns ist kein Platz mehr,

obwohl wir einst die Herren dieser Welt waren. Ein böser Fluch hat die Veränderung gebracht. Insekten und Ungeziefer haben die Herrschaft über die Welt, die wir Lanak nennen, angetreten. Nur eine Handvoll Getreuer, die dem Fluch einer bösen Macht widerstehen konnte, hat sich hier in die Statue zurückgezogen. Es ist möglich, daß die Veränderungen damit zusammenhängen, daß wir eines Tages damit begannen, den Staat und das Leben der Ameisen auf unser menschliches Leben zu übertragen. Wir wissen heute nicht mehr, ob wir freiwillig auf diese Idee kamen oder ob uns der Gedanke von der unsichtbaren Macht eingeimpft wurde, welche Lanak kontrolliert und inzwischen alles weiß… fast alles. Unsere Anwesenheit hier in den magisch präparierten Kammern ermöglicht uns Wenigen jedoch ein verhältnismäßig sicheres und freies Dasein. Wir sind damit befaßt, einen Gegenzauber aufzubauen, der den schrecklichen Zauber dieser in die Irre geführten Welt endlich doch noch besiegt. Unsere Freunde arbeiten möglicherweise auch daran. Wir wissen nichts über sie. Wir sind froh, daß es uns jetzt schon gelungen ist, das Ungeziefer durch unsere Gedanken so weit zu steuern, daß wir eine gewisse Macht auf das Leben hier in den Verstecken und den übrigen Kammern der Statue ausüben können.«

Janita Mooneys Augen wurden schmal. Dieser Fremde dort oben sprach von den Menschen, von denen sie überfallen wurden?!

Ein seltsamer Verdacht stieg in ihr auf, aber der war so ungeheuerlich, daß sie es nicht wagte, diesen Gedanken zu Ende zu denken.

»Wir hatten plötzlich Hoffnung, daß unsere Freunde einen Weg gefunden hätten, den Bann aus eigener Kraft abzustreifen. Aber offensichtlich ist dem nicht so. Ihr seid Fremde, ihr kommt von einer Welt, die wir nicht kennen, ihr habt auch nichts mit den Verwandelten zu tun…«

In der Nähe des Sprechers tauchten nun weitere Gestalten auf. Hay und Janita zählten insgesamt sieben. Sie waren alle gleich gekleidet, wirkten aber in Größe und Statur unterschiedlich.

»Dies hat euch das Leben gerettet, denn daß Szaia euch in Ruhe ließ, beweist, daß ihr nichts mit den Herrschern dieser Stätte zu tun habt, daß ihr nicht mit den Mächten sympathisiert, hinter denen der furchtbare Molochos steht.«

Das warf neue Fragen auf, und der geheimnisvolle Sprecher auf der Galerie fühlte sich veranlaßt, seine Erklärungen umfangreicher abzugeben.

»Wir sind die Letzten einer großen Rasse. Unsere Freunde und Angehörigen leben als Großameisen an verschiedenen Orten dieser unwirtlich und triste gewordenen Welt. Sie waren einst Menschen wie wir, Menschen wie ihr… und diejenigen, die ihr als Menschen

kennengelernt habt – sind in Wirklichkeit jene Ameisen, deren Leben und Staatsaufbau wir erforschten. Menschen wurden zu Ameisen – Ameisen wurden zu Menschen, wobei die Größenverhältnisse sich im gleichen Maßstab veränderten!«

*

Sekundenlang herrschte bedrückende Stille nach diesen Worten. Dann fuhr der Sprecher oben auf der Galerie fort: »Molochos' Zauberkraft hat die ganze Welt der Ameisen in die Welt der Menschen versetzt – und die Welt der Menschen in die der Ameisen umgewandelt. Sinnlose Kämpfe finden statt, alle Rollen wurden vertauscht… hier besteht eine verkehrte Welt. Neue Gesetze sind entstanden, nach denen sich die Natur und die Geschöpfe richten. Es sind die Gesetze des Zauberers…«

Janita schluckte, als würge sie an einem Kloß.

Sie konnte das alles nicht begreifen, aber es war trotz aller Unwahrscheinlichkeit eine Erklärung, die einleuchtete und manches in einem anderen Licht erscheinen ließ.

Die Verwandlung war Gesetz geworden! Sofort begann ihr Hirn, fieberhafte Gedanken zu produzieren. Diese Welt stand unter umgekehrten Zeichen – das bedeutete: auch mit ihrem Dasein stimmte etwas nicht. Am eigenen Leib hatten sie es ja auch erfahren! Sie waren nicht gealtert! Seit über hundert Jahren nicht! Aber da war noch etwas, was dann zwangsmäßig in dieses veränderte Bild paßte.

Ihre eigene Identität!

Siedendheiß lief es ihr über den Rücken, als ihr etwas zu Bewußtsein kam. Doch sie kam nicht mehr dazu, intensiv darüber nachzudenken.

Es trat etwas ein.

Eine andere, fremde Stimme hallte durch den gewaltigen Raum.

Und die Stimme sagte das, was ihr selbst durch den Kopf ging. Das waren ihre eigenen Überlegungen!

»Wenn die Gesetze hier anders sind, wenn die Welt ein anderes Gesicht zeigt – dann ist anzunehmen, daß auch wir andere Individuen sind, daß wir in Wirklichkeit anders aussehen, anders denken und fühlen…«

Hay und Janita wirbelten herum, und sie sahen, wie die große, behaarte Spinne Szaia in ihr dunkles Versteck zurückwich und einem Mann den Weg ebnete, der einen eng anliegenden, kupfermetallicfarbenen Anzug trug und einen Raumhelm, der mit einem hellstrahlenden Scheinwerfer versehen war.

Außer dieser Lichtquelle gab es noch eine zweite.

Der Mann hielt in der einen Hand eine Stablampe, in der anderen

eine Waffe, die entfernte Ähnlichkeit mit einer Pistole hatte.

Sofort dachten Janita Mooney und Hay Stevens an das, was mit ihrem Schicksal in Verbindung stand.

Sie waren Raumfahrer, ihr Schiff war aus noch ungeklärten Gründen im All havariert… aus ungeklärten Gründen waren sie aus dem Schiff entführt und auf eine ferne, unbekannte Welt verschleppt worden… wie eigentlich?

Vor ihrem geistigen Auge ließ Janita blitzschnell die Gesichter jener Personen Revue passieren, mit denen sie als Biologin an Bord des havarierten Siedlungsschiffes in irgendeiner Form zu tun hatte. Von den Passagieren kannte sie nicht jeden, wohl aber von den Besatzungsmitgliedern.

Da war keiner darunter, der so gekleidet gewesen wäre, keiner, der so aussah.

Ein Fremder war angekommen…

»Wer sind Sie?« Ihre Stimme klang wie ein Hauch.

Der Mann steckte die Waffe weg und die Taschenlampe, löste seinen Helm und klemmte ihn sich dann unter seinen Arm. Das Licht am Helm blieb weiterhin brennen und trieb die Schatten in der labyrinthischen Halle mit den Stufen, Nischen und Galerien weiter in die Ecken zurück.

»Mein Name ist – Chas Morgan, aber wie Sie, so bin auch ich überzeugt, nicht der zu sein, für den man mich hält, für den ich mich selbst halten soll«, ließ Björn Hellmark die Bombe platzen.

Er war tief in eine weitere Schicht des Blutsiegels geraten, in dem Molochos' unheimliche Träume und Visionen Wirklichkeit wurden.

Wenn sich die Wirklichkeiten, die Molochos schuf, mischten mit den Wirklichkeiten, die auf Welten herrschten – dann ging hier in diesen Sekunden etwas vor, was einer schnellen und gründlichen Prüfung bedurfte.

*

Björn Hellmark war bereit, alles zu Sprache zu bringen.

Das Zurückliegende belastete ihn und türmte sich jetzt noch wie ein Berg vor ihm auf, den er nicht umgehen konnte.

Als Chas Morgan war er zu einer Marionette Molochos' geworden, als Chas Morgan führte er ein Leben, das es nicht gab – das ein Traum war.

Hier im Innern der Statue gab es Menschen, die offensichtlich mit dem gleichen Phänomen zurechtkommen mußten.

Eine Handvoll Rebellen hielt sich angeblich hier in einer magisch geschützten Umgebung auf, plante den Widerstand gegen die Veränderungen auf Lanak und den Widerstand gegen Molochos.

Traum und Wirklichkeit mischten sich also! Molochos hatte noch keine lückenlose Kontrolle über alle Geschehnisse. Die strebte er an. Aber solange er dieses Ziel noch nicht erreicht hatte, war er nicht so mächtig, wie er gerne sein wollte.

In der ihm von Molochos aufgezwungenen Gestalt Morgans aber von dem Gedankengut und dem Gewissen Björn Hellmarks erfüllt, setzte der durch schicksalhafte Verkettung hier an diesen Ort Geratene alles auf eine Karte.

Er sprach offen über seine Probleme und bestätigte, daß er das, was bisher gesprochen worden war, gehört hatte, ehe er sich entschloß, das tropfenförmige Verlies zu verlassen und sich zu zeigen.

Szaia hatte ihn passieren lassen. Die restlichen Unverwandelten der einst herrschenden Rasse mußten es anerkennen.

Hellmark alias Morgan kam sehr schnell mit Janita Mooney und Hay Stevens zurecht, die im Auftauchen und der Reaktion dieses Mannes eine Rechtfertigung und Bestätigung ihrer eigenen Zweifel fanden.

»Wenn Sie erkannt haben, daß Sie nicht der sind, für den man Sie halten soll – dann frage ich Sie: Wer sind dann wir? Woher kommen wir? Wo liegt unsere wahre Vergangenheit?« wandte Janita Mooney sich an den großgewachsenen Mann in dem kupfermetallicfarbenen Anzug.

»Ich kann Ihnen die Fragen nicht beantworten, so leid es mir tut. Ich täte es gern. Aber vielleicht wissen unsere Freunde, die uns so aufmerksam studieren, mehr?« Mit diesen Worten wandte Morgan alias Hellmark sich an die sieben Gestalten auf der dunklen Galerie, trat näher und leuchtete mit der stark strahlenden Lampe an seinem Helm hinauf.

Die Gestalten wurden aus der schützenden Dunkelheit gerissen.

Ihre Gesichter waren fast weiß, was Björn auf einen langen Aufenthalt in diesem Versteck ohne Sonne zurückführte.

Die Haare der Menschen dort oben waren kurz bis halblang, und an der Form der Gesichter und der Farbe und Form der Augen ließ sich nicht ablesen, ob es sich um Männer oder Frauen handelte.

»Was wißt Ihr? Wie könnt ihr uns helfen? Beweist, daß ihr keine gemeinsame Sache mit Molochos macht, daß ihr frei seid, daß euch daran liegt, den früheren Zustand wieder herbeizuführen. Vielleicht können wir euch helfen…«

In den weißen, ernsten Gesichtern arbeitete es.

Die Gestalten dort oben steckten die Köpfe zusammen und berieten leise.

Der bisher das ganze Gespräch geführt hatte, wandte sich wieder an sie. »Die Rettung muß durch uns selbst kommen. Es werden Zeichen und Wunder geschehen, wenn die Stunde nahe ist. Wir

kommen zu dem Schluß, daß durch euer Auftauchen ein solch entscheidendes Zeichen gesetzt wurde. Wir geben euch die Möglichkeit hier zu bleiben. Da seid ihr sicher.«

Wieder Stagnation! Anwesenheit in den magisch geschützten Kammern der Statue bedeutete, daß es keinen Fortschritt, kein Weiterkommen für sich gab.

Aber dieses Auf-der-Stelle-treten, das so typisch für manchen Alptraum war, war genau das, was sie nicht wollten…

Es widerstrebte ihnen allen…

Das konnten Thuu und seine Vertrauten nicht begreifen.

»Gibt es denn keinen anderen Weg?« wollte Morgan alias Hellmark wissen.

»Es gibt viele Wege. Aber niemand weiß, wohin sie führen«, entgegnete Thuu auf Hellmarks Frage.

»Dann werden wir es herausfinden!«

»Ihr seid merkwürdige Geschöpfe. Ihr unterscheidet euch stark von uns.«

Vielleicht ist das der Grund, weshalb Molochos' Zauber so intensiv hier wirksam werden konnte, dachte Hellmark, aber er sagte nichts. Es kam ihm so vor, als scheuten diese sieben Letzten das Risiko. Andererseits aber wußten sie zu wenig über Thuus Rasse, um sich ein solches Urteil erlauben zu können. Es war möglicherweise eine Eigenart dieser Menschen, so und nicht anders handeln zu können.

Sie hatten einen ganz bestimmten Plan, der bisher auch funktioniert zu haben schien. Schließlich waren sie inmitten der magischen Schutzräume bisher nicht zu Riesenameisen geworden wie das ganze Volk sonst.

In Anbetracht dieser Gedanken überlegte Björn, ob es nicht doch besser war, hier zu bleiben, sich den sieben Letzten anzuschließen und gemeinsam mit ihnen den Versuch zu unternehmen, die Verwandlungen zurückzunehmen und diese Welt wieder ins Gleichgewicht zu bringen.

Formicatio war durch Molochos zu einer Welt des Unheils geworden. Sein Zauber wirkte sich hier aus.

Die drei Menschen wurden aufgefordert, auf die Galerie hochzukommen.

Die Stufen nach dort schienen endlos zu sein.

Björn ging Janita Mooney und Hay Stevens voran. Ohne irgendwelche Diskussion und stillschweigend erkannten sie das offensichtliche Mehrwissen und die Überlegenheit dieses Mannes an, der sich Chas Morgan nannte, aber seinen eigenen Worten nach ein anderer war.

Die Gestalten auf der Galerie trugen außer den lose fallenden Hemdblusen sackartige Hosen, die weit geschnitten waren und bis zu

den Knöcheln reichten.

Die sieben Eingeweihten und letzten der wahren Rasse auf Lanak bildeten eine Gasse.

»Kommt«, sagte Thuu, »ich will euch etwas zeigen.«

Er ging den drei Menschen voran.

Die schmale Galerie lief wie ein an der Wand angeklebter Streifen eine lange, halbrund gebogene Mauer entlang. Rechts stieg steil die Wand empor, links befand sich eine niedrige Brüstung, über die hinweg man in die schwindelerregende, düstere Tiefe sehen konnte.

Dort unten hatten sie vorhin gestanden: Der Höhenunterschied war gewaltig.

Der schmale Streifen, der die Galerie bildete, war gerade so breit, daß zwei Personen unmöglich nebeneinander hergehen konnten.

Hinter Janita folgten Hay und die sechs anderen Gefolgsleute Thuus.

Der Pfad mündete in einen torähnlichen Durchlaß. Viele Räume ohne Türen breiteten sich vor ihnen aus.

Thuu ging geradeaus weiter. Sie passierten eine Brücke, die über eine Schlucht von Zimmern und Kammern führte.

Hier in der Welt der Statue, in der um das Vieltausendfache vergrößerten Darstellung eines auf Lanak verehrten Lebewesens, herrschte ewige Dämmerung.

Die durch Molochos' Zauber verwandelte Rasse schien von vornherein die Absicht gehabt zu haben, die Kolossalstatue hohl zu gestalten, um sie als Lebensraum benutzen zu können. Hatten sie von Anfang an geahnt, daß etwas auf sie zukommen würde – oder ereignete sich das Unheil von einer Sekunde zur anderen?

Der Durchlaß führte auf eine Plattform – Thuu trat zur Seite und Morgan alias Hellmark sah die schummrige Wand, die vor ihm aufragte.

Im ersten Moment gewann er den Eindruck, als ob ihm schwindelig wäre. Vor seinen Augen bewegte sich die Luft, und er registrierte verschwommene, schemenhafte Gebilde.

Wie Äste und Zweige, wie das Blattwerk von Bäumen…

»Hier befinden wir uns auf einer anderen Höhe«, sagte Thuu unvermittelt. »Ein Teil dieser Welt ist terrassenförmig abgestuft. Hier beginnen die großen, endlosen Wälder und die gewaltigen Flüsse, die das Land zerschneiden. Über viele Flüsse führen Hängebrücken, die einst von uns errichtet wurden. Die Flüsse sind nicht mehr so, wie sie einst waren. Auch sie haben sich geändert, wie alles in dieser Welt. Hier, an dieser Stelle, befindet sich einer der möglichen Ausgänge. Ich halte ihn für den günstigsten: er ist am risikoreichsten. Wenn ich euch richtig einschätze, dann hofft ihr, der Macht des Zaubers und des Zauberers eure Kräfte entgegensetzen zu können. Molochos ist überall.

Ihr sollt unseren guten Willen erkennen. Es steht euch frei zu gehen – es steht euch frei, hier zu bleiben und mit uns die Zeit der Chancen abzupassen…«

»Wie lange kann dies noch dauern?« erkundigte Björn sich.

»Zeit spielt auf Lanak keine Rolle…«

Thuu konnte ganz offensichtlich keine genauen Angaben machen, die Hellmark zufriedengestellt hätten.

Da entschlossen drei Menschen sich für das Risiko.

»Aussichtsloser als unsere Lage schon ist, kann sie nicht noch werden«, war Janita Mooneys Meinung. Zuviel war geschehen, was sie stumpf werden ließ der Gefahr gegenüber. »Vielleicht erfahren wir auf diese Weise mehr über uns, als wir überhaupt hier erwarten können. Sie haben sich erinnert – vielleicht schaffen wir das auch noch. Die Chance zu erfahren, wer wir sind und woher wir kommen, ist möglicherweise nur so zu erhalten. Bieten wir dem Zauber einer fremden Welt die Stirn…«

Sie meinte es ernst – und keiner von ihnen ahnte, was sie damit auf sich nahmen…

*

Sie waren entschlossen. Thuu legte ihnen keine Steine in den Weg. Er berührte die glatte, steil aufragende Wand mit den sich bewegenden Baumschatten – und im nächsten Augenblick konnten Hellmark, Janita Mooney und Hay Stevens die Wand passieren, als befände sich nur noch ein Nebel vor ihnen.

Ein düsterer Wald, auf einem Hochplateau gelegen, breitete sich vor ihnen aus. Nebel waberten zwischen schwarzen, knorrigen Stämmen.

Ein Rauschen kündete von der Nähe eines Stroms.

Hellmark und seine beiden neuen Freunde wandten sich nach wenigen Schritten um.

Sie erblickten nur einen winzigen Teil der gigantischen Statue und nahmen hinter der massiver werdenden Wand die Schatten der Sieben wahr, die in ihrem selbstgewählten Gefängnis zurückblieben in der Hoffnung, den Verwandelten doch nochmal Hilfe zu bringen.

Ganz unten in der Tiefe, wo die terrassenförmige Steilwand nach unten stürzte und die große, tellerartige Ebene begann, erkannten sie eine Unzahl kleiner Menschen, die dort in Gruppen beisammenstanden oder in kaum erkennbaren Erdlöchern auftauchten oder darin verschwanden.

Menschen, die in Wirklichkeit Ameisen waren?

So mußte es wohl sein, auch wenn sich alles in ihnen gegen eine solche Annahme sträubte.

Aber war die Geschichte nicht reich an Ereignissen, an Berichten, in denen behauptet wurde, daß Menschen zu Tieren wurden – und umgekehrt?

Der Einfluß der Magie und Hexerei spielte schon in allen Zeiten und bei allen Völkern eine große Rolle, und vieles, was später nicht mehr durch natürliche Erklärungen belegt werden konnte, wurde als Märchen verbrämt…

So sah Hellmark es. So sahen es Janita Mooney und Hay Stevens.

Sie gingen in den Wald, und die dunklen Schatten legten sich wie Klauen auf sie. Es war ein unheimlicher Wald, wie im Märchen – und hinter jedem Baumstamm schien eine Gefahr zu lauern…

*

Frank Holeshs Lippen zuckten, als wollte er etwas sagen. Aber dazu war er nicht fähig.

Mit offenen Augen war er den Einflüssen und Bildern ausgesetzt, der wie magischer Nebel aus dem braunroten Boden stiegen und ihn einhüllten.

Er sah sich in eine fremde, geisterhafte und äußerst unheimliche Welt versetzt. Er begriff, daß dies kein Traum war, er merkte, daß die unsichtbaren Kräfte, die hier wirkten, nicht nur seinen Geist auf die andere Seite ziehen wollten, sondern auch seinen Körper.

Halb bewußtlos widersetzte er sich instinktiv dieser unsichtbaren Bedrohung aus dem Geisterland.

Er sah Menschen, die ihre Identität verloren, die ihre Körper wechselten wie Puppen ihre Kleider. Und diese Menschen waren wie Puppen, ohne es zu ahnen.

Er sah Zukünftiges und Vergangenes, glaubte sich mal über den Dingen stehend, ein andermal mitten in sie hineinversetzt.

»Astr…«, gurgelte er, die Augen wie von Sinnen weit aufgerissen. »Astri… tttt…« stotterte er den Namen der Kollegin. »Kommmmm… hilfff miiiirrr…!« Hätte er seine Stimme jetzt hören können, er wäre selbst darüber erschrocken.

»Sie kommen… sie holen mich… Astrittttt!!!«

Die junge Deutsche draußen zuckte plötzlich zusammen.

War da hinter der Kellerwand nicht ein Geräusch zu hören? Ihr Name wispernd gesprochen…

»Aaaaassstriiittt…«

Frank Holesh hatte etwas entdeckt und schwebte in Gefahr?!

Sie war darauf trainiert, schnell zu handeln. Schon lag ihre Hand auf dem die Geheimtür öffnenden Stein.

Der Eingang öffnete sich spaltbreit, und sie wartete nicht erst ab, bis er sich vollends geöffnet hatte. Sie zwängte sich in den dunklen

Raum, eine bereite Taschenlampe sofort aufflammen lassend.

Es gab ihr einen Stich ins Herz, als sie sah, was in dem stockfinsteren Raum geschah.

Frank Holesh lag gegen die Wand gelehnt. Er zitterte wie Espenlaub, gab unartikulierte Laute von sich und stieß manchmal dumpf klingende halbe Sätze von sich. Der kalte Schweiß rann über sein totenblasses Gesicht.

»Frank!« Aufschreiend lief Astritt Reven auf den Kollegen zu.

Sein Körper wirkte verschwommen, als wolle er sich auflösen.

Astritt Reven packte Holesh bei der Schulter, die sich leicht und schwammig anfühlte, als würden seine Muskeln, seine kompakte Masse, langsam entweichen. Aber unter dem Zugriff stabilisierte sich das Körperliche sofort wieder, und es schien, als wäre durch den Strahl der Taschenlampe und das Auftauchen Astritt Revens die geisterhafte Atmosphäre im gleichen Augenblick gestört und unterbrochen.

Das kalte, irre Glitzern in Holeshs Augen schwand.

»Astritt?!« Er erkannte sie?

»Frank? Um Himmels willen – was ist denn los?«

»Der Traum… mein Gott, der Traum… aber es war nicht nur ein Traum… ich habe gefühlt, gesehen und war dabei… Könige wurden mit Gold überschüttet, weil sie ihm dienten… Wünsche werden Wirklichkeit… wenn man sich ihm verschreibt… aber er verlangt seinen Lohn… man muß ihm ganz gehören, mit Körper, Seele und Geist… er macht sie zu willenlosen Marionetten, sie müssen wie die Puppen tanzen in den Träumen, die er hat, und die im Siegel wirksam werden… Garry Shaw… ich kenne jetzt sein Schicksal… es ist das vieler, die auf rätselhafte Weise zurückkamen, die man eines Tages fand… wer drüben zugrunde geht, kehrt an den Ort zurück, woher er kam… Garry Shaw war im Traumland eines dämonischen Magiers, ein Mann namens Joe Maclen… im Augenblick seines Todes drüben glaubte er immer noch Maclen zu sein, und dies ist der Grund dafür, daß er uns diesen Namen entgegenstieß, als er den letzten Lebensfunken in sich verlöschen spürte… Garry Shaw starb auf rätselhafte und grausame Weise in der Identität eines Joe Maclen, Astritt… in der Nähe seiner Farm fand man seinen zerstückelten Leichnam… nicht direkt dort, was verwunderlich ist… aber durch irgendwelche Umstände scheint es möglicherweise zu geringfügigen Ortsverschiebungen zu kommen… darauf müssen wir achten, wenn wir Patrick und Cartning über dies Phänomen berichten… so wie wir geglaubt haben, geht es nicht. Fast wäre ich nach drüben gezogen worden. Du hast mich davor bewahrt, deine Nähe, deine Gegenwart… nur wenn einer hier allein ist, scheint es zu passieren… die Dinge müssen erforscht werden, Astritt. In diesem Haus nistet das Unheil.

Die Wünsche, die wahr werden – werden teuer erkauft. Wer sich mal den Einflüssen hier ausgesetzt hat, muß damit rechnen, daß er dem Rausch des Grauens anheimfällt… diesen Weg möchte ich nicht gehen…« Er erhob sich mit Astritt Revens Hilfe und taumelte aus dem kahlen, gefährlichen Kellerraum.

»Wir werden ihr gegenüber schweigen, Astritt«, Frank Holeshs Gesicht bekam wieder Farbe, und er gewann jetzt sehr schnell wieder seine alte Kraft und Selbstsicherheit zurück. »Wir werden genügend andere Gründe nennen können, hier weiter zu recherchieren. Und das wird dringend notwendig sein, Astritt. Schau her!«

Mit diesen Worten öffnete er seine Hand. In seiner Handfläche glitzerten daumennagelgroße Diamanten.

Astritt Reven zuckte zusammen. »Wo hast du sie her?«

Er lachte leise. »Ich hatte mal eine Freundin, Astritt. Die wollte ich sehr verwöhnen. Manchmal hatte ich Träume, weil das nötige Kleingeld einfach fehlte, ihr das zu schenken, was ich ihr gern geschenkt hätte. Wäre ich der Sohn eines Millionärs, würde das alles kein Problem sein für mich… ich brauchte nur ins Volle zu greifen… und Diamanten von höchster Reinheit würden an meinen Fingern kleben bleiben… Träume sind Schäume? Nicht immer, wie du siehst. Im Unterbewußtsein muß ich diese Gedanken wieder gehabt haben, als ich den Keller betrat. Ich muß sie sogar sehr intensiv gehabt haben – denn ein Traum wurde wahr. Diamanten, rein, groß, von einem wunderbaren Feuer…«

Sie konnte keine Antwort geben, sie konnte nur danach greifen und fühlte die Kälte und die Härte der Steine.

»Zu jeder Zeit meines Lebens hätte mich solcher Reichtum erfreut. Aber jetzt nicht mehr – nicht auf diese Weise…« Mit diesen Worten wandte er sich um und warf die Steine in hohem Bogen in den verzauberten Kellerraum zurück. Hart klirrten die Objekte auf dem Boden. Sie blieben liegen, und im Strahl der Taschenlampe, den Astritt Reven dorthin führte, konnten sie sehen, daß die Diamanten vergingen wie Tautropfen, die austrockneten…

Nichts von dem Blendwerk des Satans blieb zurück.

*

Sie ließen den Wald hinter sich. Dann kam der Fluß. Er war so breit, daß man das andere Ufer nicht sehen konnte. Es lag hinter grauen wallenden Nebeln und Wolkenbänken.

Vom Ufer führte – wie Thuu es gesagt hatte – eine primitive, aus dunkelbraunem Bast geflochtene Brücke über den reißenden Strom, der nur wenige Finger breit unter dem durchhängenden, schaukelnden Flechtwerk begann. Dies war zum Teil verfault und durchlöchert.

Gemeinsam zerrten sie an der Brücke und prüften ihre Haltbarkeit. Chas Morgan lief einige vorsichtige Schritte darauf. Die Brücke schwankte, und sie stellten fest, daß sie alle drei trug.

»Den Wald haben wir hinter uns gebracht, obwohl er gefährlich aussah«, murmelte er. »Die Brücke sieht nicht minder gefährlich aus. Zu verlieren haben wir nichts – darüber sind wir uns im klaren. Riskieren wir es!«

Sie blieben dicht hintereinander, und machten noch keine zehn Schritte, als Janita Mooney plötzlich aufschrie.

Sie sah ihr Spiegelbild im Wasser!

»Das bin doch nicht ich!« rief sie.

Morgan alias Hellmark wirbelte herum und starrte auf den schnellfließenden Strom, der seine braunen Wassermassen unter der schwankenden Brücke dahinwälzte.

Auch er sah sein Spiegelbild.

Und da mußte er an die Worte Thuss denken: ›Der Fluß ist anders. Auch er hat sich verändert!‹

Der veränderte Fluß – zeigte sein, Hellmarks wahres Gesicht!

Er war groß und blond, breitschultrig, hatte blaue Augen und trug ein zerfetztes Hemd.

Er war wieder Hellmark, mit jeder Faser seines Körpers. Und nicht nur in seinem Spiegelbild sah er sich, wie er wirklich war. Als er an sich herunterblickte, mußte er feststellen, daß nichts mehr Fremdes an ihm war.

Und so erging es Janita Mooney!

Hellmark stockte der Atem, als sie sich veränderte.

Janita Mooney wurde auf der Brücke über dem rauschenden Fluß zu einer neuen Frau. Zu einer – Fremden?!

Nein!

Diese Frau kannte er, mit ihr hatte er schon mal zu tun gehabt.

Sie war ein Medium aus London. Janita Mooney war – Camilla Davies, jene Frau, die seinerzeit geistig-seelischen Kontakt zu den rätselhaften, meeresbewohnenden Ursen bekam, über die Björn Hellmark bis zum heutigen Tag nichts weiter in Erfahrung gebracht hatte.

Und Hay Stevens?

Ein junger, dunkelhaariger Mann, ein vertrautes Gesicht auch hier, und Hellmark zweifelte daran, daß dies alles nur ein Zufall war.

Molochos führte ihre Wege zusammen. Menschen, die eine Rolle in Hellmarks Leben spielten und von denen er hoffte, daß sie zu seiner Truppe stießen, die sich zum Kampf gegen die Dämonen etablierte, kreuzten wieder seinen Weg.

Hay Stevens wurde zu Alan Kennan!

»Camilla Davies! Alan!« entfuhr es ihm.

»Mister Hellmark!« stieß das englische Medium hervor.

»Björn?! Sie?« Alan Kennan, der über die Gabe der Präkognition verfügte, konnte die Begegnung ebenso wenig fassen, wie die anderen es vermochten.

Sie hatten ihre Identitäten wieder.

Die alten Körper, die alten Bewußtseinsinhalte waren vergangen wie der letzte Schnee unter der Frühlingssonne.

Daß sie sich kannten und mochten – war dies ein Fortschritt oder ein Anfang zu neuen Qualen?

Die Welt hatte sich nicht verändert. Noch befanden sie sich im Traumland Molochos', des Dämonenfürsten.

Und was sie auf der anderen Seite der Brücke erwartete, wußte niemand von ihnen.

Etwas Gutes würde es wohl kaum sein. Molochos setzte das unheimliche Spiel mit Menschenleben fort.

Das Rauschen des braunen Flusses glich einem dumpfen, sarkastischen Lachen. Das Lachen Molochos'?

War er hier im Fluß zu Hause, wartete er drüben auf der anderen Seite der schwankenden Brücke auf sie?

Noch befanden sie sich auf Formicatio, der Welt des Unheils, die Molochos gehörte.

Er hatte ihr Schicksal in seiner Hand, und keiner von ihnen wußte, was die nächste Minute brachte.

ENDE